

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 12mal wöchentlich.
Im Auslande:
Unter Kreuzband 15 M. vierteljährlich.
Bezugspreis:
Abnehmer monatl. 70 P., vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatl. 60 P., vierteljährlich 2.10 M.
(frei ins Haus).
Durch die Post: Monatl. 1 M.,
vierteljährlich 3 M. (ohne Bestellgebühr).

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Anzeigenpreise:
Die Solonellsche in Wiesbaden 20 P.
Deutschland 30 P., Ausland 40 P.
Die Mellesche 1.50 M.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Inserate und Abonnement: Nr. 199,
Redaktion: Nr. 199; Verlag: Nr. 819.

596 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 22. November 1914.

68. Jahrgang.

Das Leben, das aus den Gräbern steigt.

Erste Gedanken zum Totenfeste des Jahres 1914.

Von Artur Brausewetter.

Als der Krieg mit Napoleon ungeheure Menschenopfer forderte, ward eine allgemeine Gedächtnisfeier für die Gefallenen in Deutschland angedacht und dann als Totenfest beibehalten.

Wir haben es seitdem so manches Jahr gefeiert, still und trauernd an den Gräbern derer, die uns der Tod entzogen. Diesmal aber begehen wir es anders, nicht als die Gedächtnisfeier des Einzelnen, als das nationale Gedächtnisfest eines ganzen Volkes an den Gräbern seiner tapferen Söhne, die auf dem Schlachtfelde oder in den Wogen des Meeres ihren Tod gefunden. Aber in anderem Sinne noch begehen wir im Jahre 1914 das Totenfest. An dem großen tiefen Grabe einer ganzen Welt, die in unseren Herzen in Trümmern liegt.

Was hat dieser Krieg alles getötet! Nicht nur tapfere große Menschen, die ein Leben voller Verheißung und Liebe in sich trugen, anderen solch ein Leben bedeuteten, nicht nur die Schatten der Menschen, ihre Häuser, Höfe, Dörfer, Städte, ihre Kirchen und Schulen, alte Kunstdenkmäler nicht nur, und stolz aufgebauete Anlagen der Industrie, die Ernte des Landes, ihre Früchte und Saaten. Mehr hat er getötet: innere Ernten, Früchte und Saaten, die großen Kulturerrungenschaften, auf die wir so stolz waren, die wir so stark und dauernd wählten.

Und immer mehr noch: Er hat getötet das Christentum, in dem wir groß geworden, an dessen Kraft und Wirksamkeit wir glaubten. Wohl verstanden: nicht das Christentum als innere Frömmigkeit. Ganz und gar nicht. Als solche ist es härter und lebensfähiger geworden als je. Die nationale und die religiöse Begeisterung gehen in diesen Tagen Hand in Hand, das Verständnis für die heiligen Güter, die unser christlicher Glaube uns überantwortet, ist Gott sei Dank gestiegen. Aber das Christentum als eine die Welt beherrschende und überwindende Macht, dies Christentum ist gestorben. Denn alles, was wir da brauchen erleben, es müht uns an wie ein Hohn auf das, was Christus gelebt und gewirkt. Ein Christentum, das im Laufe der Jahrhunderte zu einem solchen Kulturfaktor geworden, sollte, so hätten wir gemeint, seine Macht auch in schweren und kritischen Zeiten erweisen, sollte unter den Völkern, die es bekennen, eine Verhängung möglich machen, sollte, selbst wenn diese scheiterte, in die Opfer und Schrecken des Krieges heilende Milde, schonende Gerechtigkeit, liebe Barmherzigkeit hineinbringen.

Und nun? Das Volk, das sich das „christliche“ genannt, das Volk der Kirchen, Kapellen und Missionen, an dessen aufrichtige Frömmigkeit wir vertrauensvollen Deutschen einfältiger Seele geglaubt, es hat nicht nur die Hülle dieses fürchtbaren Krieges aus Motiven, die jedem Christentum widersprechen, in die Welt geschleudert, es tut das Seine dazu, daß die Kampfesführung so barbarisch wie denkbar wird. Es hegt rohe, blutdürstige Völker, dem Tiere verwandter als dem Menschen, wider glaubens- und hammerschwandte Nationen, verbündet sich mit roten und gelben Barbaren, um unsere Kultur zu vernichten, es zerstört in unverantwortlicher Weise das Frieden und Segen schaffende Werk der Missionen, das es selber gegründet, mit dem es heuchlerischer Weise geliebte und sich gebrüht sein Leben lang.

Wenn wir weiter erleben müssen, daß die Vöge niedriger Art über die Wahrheit triumphiert, daß der Barbarismus unschuldige Bürger nicht schont und in Ökumenen nach neuester Schätzung über 1000 Menschen hingemordet findet, ja, was ist das alles anders als ein Vandalentum des Christentums, wie er schwerer nicht gedacht werden kann?

So führt uns das Totenfest an das Grab des Christentums, sofern wir es als Welt- und Kulturmacht liebten und pflegten. Die ihm das Grab gegraben, sind seine heuchlerischen Hüter: die Engländer. Man mag ihnen alles vergeben: ihre Habgier, ihren Kränkergest, ihren Reiz auf unsere aufstrebende Seemacht. Diesen Betrug am Christentum, diese Schändung des Heiligsten können wir ihnen nie vergeben.

So feiern wir den 22. November 1914 in vielfacher Weise als das Fest des Todes. Aber bei dem Leide ist auch der Trost in dem Druke, der auf uns lastet, die Erhebung. Der zerstörende Krieg baut auf.

Schon in alter germanischer Zeit (sah man: der Tod auf dem Schlachtfelde ist ehrenvoll, der Tod auf dem Ruhezuhilf schmachhaft. Den im Kriege Gefallenen tragen die Wälfürer nach Walhall. Dort winkt ihm ewige Freude in Gelagen, Männerkämpfen und Jagden.

Ewige Freude, aber in vergesslicher Art verheißt auch der christliche Glaube denen, die einen heiligen Tod gestorben. Nicht in der Fortsetzung ihrer irdischen Neigungen und Gewohnheiten, sondern in der verklärten Ruhe, dem seligen Schauen Gottes.

Das sind Worte des Trostes und der Kraft für die, die dieses Totenfest an dem nahen oder fernen Grabe eines geliebten Vaters, eines blühenden Sohnes oder Bruders begehen. Ein Held und ein Heldentod.

Und ein Heldentod! Wer die Menschen so in Frieden beobachtet, wie sie ihr Tagewerk taten, wie sie sich zerstreuten und erkranten, wer den oft so müden und blafferten den idealabgewandten und glaubensarmen Zug in unserem Volk gesehen, der hat ihm den gewaltigen Aufschwung, diese helle, einmütige Begeisterung, diese alle Müde, Not und Tod überwindende Kraft kaum zugetraut. Jetzt steht er Wundern da, da drängen sich vollziehende, Wundern, zu denen nur ein Volk fähig sein kann, das seine andere Wahl

mehr kennt, als liegen oder sterben. So hat der Krieg kühnend und aufbauend auf unser Volk gewirkt und W. v. Humboldt hat recht: „In der Wirkung des Krieges auf den Volkcharakter erkenne ich eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechtes.“

Und führt uns dieses Totenfest an das Grab der Kultur, so dürfen wir uns nicht vergessen: daß wir auf dem Höhepunkt einer Kultur angelangt waren, die bereits etwas Bedeutsames und Sorgenregendes hatte. Der Materialismus unserer Tage hatte als letztes Lebensziel eine Kultur hingestellt, die, von allem Idealismus und Glauben, von jeder geachteten Lebensanschauung absehend, den Menschen zum Herrn der Welt machte, den Triumph des stark und rücksichtslos wolkenden Menschengeschlechtes vollenden wollte.

Der Krieg aber hat die edleren Kräfte in der Seele unseres deutschen Volkes wachgerufen, hat die bereits stark überwucherte Selbstsucht, den manchmal bis zur Widerwärtigkeit übertriebenen Persönlichkeitskultus, die niedrigen Geister des Materialismus und der Lüsterheit gedämpft, ja, unmöglich gemacht und durch diesen schonungslosen Zusammenbruch einer neuen, edleren, deutschen Kultur die Wege gebahnt.

Und stehen wir schließlich am Grabe eines Christentums, das Völker verbindet und Kriege tilgen sollte, so erhebt sich aus diesem Grabe ein anderes größeres Christentum, das nicht mehr heuchlerischen Gippendienst und ekele Scheinheiligkeit ist, sondern das Christentum des Geistes und der Wahrheit. Ueber die Felder dieses Krieges schreitet Christus dahin. Die Geißel trägt er in der Hand, der heilige Born leuchtet aus seinen Augen. Er treibt die elenden Krämer aus seines Vaters Hause, er ruft den heuchlerischen Pharisäern sein Wehe, Wehe entgegen.

Wir aber, denen Reiz und Lüge diesen schweren Krieg aufgedrängt, wir trösten uns in aller seiner Not und seinem Tod: daß er für uns nicht nur ein notwendiger, sondern auch ein heiliger Krieg ist. Ja, getrost sage ich es: ein heiliger Krieg. Denn es gilt der Verteidigung nicht nur unseres Herdes, unseres Hauses, unseres geliebten Vaterlandes, sondern der Verteidigung und dem Schutze der christlichen Kultur. Und die Opfer, die wir am Totenfest beweinen, sind ihrer heiligen Sendung gefallen.

So führt uns das Totenfest dieses gewaltigen Jahres nicht nur an die Gräber, es weist in stiller ernster Verheißung auch auf das Leben, das aus diesen Gräbern steigt.

Prinz August Wilhelm verlegt.

Von den Prinzen unseres Königshauses hat jetzt der Vierte, Prinz August Wilhelm, im Ehrendienste für das Vaterland eine Schädigung der Gesundheit davongetragen. Prinz Joachim erhielt einen Schenckelschuss, Prinz Eitel Friedrich eine Verletzung des Knies, Prinz Oskar ein Herzleiden, und jetzt hat Prinz August Wilhelm bei einer dienstlichen Depeschensahrt durch einen Automobilunfall erhebliche Verletzungen davongetragen. Es wird uns darüber gemeldet:

Berlin, 21. Nov. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Prinz August Wilhelm erlitt bei einem Automobilunfall auf einer dienstlichen Fahrt einen komplizierten Unterschenkelbruch und eine Riesenkonkussion.

Wie uns weiter gemeldet wird, geschah der Unfall während einer Depeschensahrt.

So groß das Bedauern überall im deutschen Volke ist über die schweren Verletzungen, die Prinz August Wilhelm davongetragen hat, so groß ist auch die Freude darüber, daß sie nicht lebensgefährlich sind. Es ist der innigste Wunsch aller, daß der Prinz bald wieder voll genesen möge.

Dieser Fall beweist der Welt von neuem, daß in der deutschen Armee jedermann seine volle Pflicht gegenüber dem Vaterlande tut, ob Prinz oder Bürgerlicher, ob General oder gemeiner Mann. Wir dürfen uns ehrlich beglückwünschen über die herrliche Haltung der deutschen Fürsten, von denen schon so mancher den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden oder mehr oder weniger schwer verwundet worden ist. Sie haben sich in dieser schweren Zeit im vollsten und erhabensten Sinne des Wortes als Führer des Volkes erwiesen; und das Volk hat sich ihrer wert gezeigt durch die einmütige, von keinen politischen, gesellschaftlichen oder religiösen Erwägungen beeinflusste Erhebung zur Verteidigung der vaterländischen Interessen. Fürwahr, vom Kaiser und den Bundesfürsten angefangen bis zum Knecht und Geringsten unter uns, sind wir ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not und keinem Gefahr. Stolz können die Fürsten auf ein solches Volk, stolz kann das Volk auf solche Fürsten sein!

Fürst Bülow als Botschafter in Rom.

Berlin, 21. Nov. (Tel., Str. Bln.)

Die italienischen Zeitungen beschäffigen sich seit mehreren Tagen mit einem Gerücht, demzufolge Fürst Bülow als Botschafter nach Rom kommen werde. Dieses Gerücht ist, wie man in Berliner unterrichteten Kreisen weiß, nicht ganz unbegründet, wenn auch bestimmte Beschlässe bisher von keiner Seite gefaßt worden sind. Der deutsche Botschafter in Rom, Herr v. Platon, ist seit mehreren Jahren leidend, und sein wenig günstiger Gesundheitszustand hat in der jetzigen arbeitsreichen Zeit noch mehr gelitten. Diese Tatsachen sowie Gründe familiärer Natur haben Herrn v. Platon wiederholt genötigt, Urlaube nachzusuchen. Unter solchen Umständen ist der Gedanke angelaufen, daß Fürst Bülow als außerordentlicher Botschafter, und nur für die Zeit des Krieges, nach Rom gehen könnte. Dieser Gedanke lag um so näher, als der ehemalige Reichskanzler in Rom sein

Heim hat und dort mit der politischen Gesellschaft in enger Fühlung steht. Eine endgültige Entscheidung ist aber, wie gesagt, noch nicht getroffen worden.

Minensperrung des Firth of Forth.

Berlin, 21. Nov. (Tel., Str. Bln.)

Die norwegische Gesandtschaft in London hat an das hiesige Ministerium des Reichs telegraphisch, daß der britische Erlaß über die Sperrung der Ausfahrt in gewissen Teilen des Firth of Forth folgende Bestimmungen enthält: Nach dem 25. November soll jeder Verkehr von Handelsschiffen, sowohl ein- als ausgehend, wechlich von dem Oyarfelsen (?) am Firth of Forth aufhören.

Verzweiflung bei den belgischen Truppen.

Rosendaal, 21. Nov. (Tel., Str. Bln.)

In Breda sind 7 fahnenflüchtige belgische Offiziere interniert worden, die am 5. November vom König Albert mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet worden sind. Befragt, weshalb sie die Reihen der Kämpfenden verlassen haben, erklärte einer der Offiziere: „Weil wir es satt hatten, die armen Soldaten für die herzlosen und um ihr eigenes Fell besorgten Briten ins Feuer zu jagen. Wir rieten unseren Soldaten selbst zur Flucht. Unser König hat sich und sein Land in der letzten Unterredung mit Poincaré an Frankreich und England verschrieben. Heute ist er nur noch der Sklave beider Länder. Mit unserem freien Vaterland ist es ein für allemal zu Ende, auch wenn die Deutschen Belgien wieder verlassen sollten. Wir sind verraten und verkauft.“

Vom Nordwesten.

Amtliche französische Berichte.

Paris, 21. Nov. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Der amtliche französische Bericht vom 20. November, abends 11 Uhr besagt: „Es ist kein nennenswerter Vorfall zu verzeichnen.“

Frankfurt, 21. Nov. (Tel., Str. Bln.)

Nach einem Telegramm der „Presse“ aus Paris wurde am 20. November nachmittags 3½ Uhr folgender amtlicher französischer Bericht ausgegeben: Der Tag des 19. November war charakterisiert durch das fast vollständige Ausbleiben von Angriffen der feindlichen Infanterie und durch weniger kräftige Artillerieangriffe als am Tage zuvor. Im Norden ist das Wetter sehr schlecht; es ist Schnee gefallen. Die ganze Gegend am Merkanal im Osten von Dixmuiden ist überschwemmt. Bei Ramskapelle ragen vier 265 Zentimeter-Mörser (echte oder fingierte?) aus dem Wasser, die von den Deutschen zurückgelassen worden sind. Es fand eine ziemlich heftige Kanonade im Süden von Ypern statt. — Vom Zentrum ist keine Aktion von Bedeutung zu melden. — In den Argonnen wurden drei kräftige Angriffe der feindlichen Infanterie abgelehnt. — Auf dem rechten Flügel haben die Deutschen den zerstörten Teil von Chauvencourt besetzt.

Die Kämpfe in Polen.

Rotterdam, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Dem Pöndoner „Daily Telegraph“ wird über die Kämpfe in Polen aus Petersburg telegraphiert: Hätte Rußland nicht eine so unbegrenzte Truppenmacht gehabt, so hätte die jüngste Bewegung der Deutschen den russischen Kriegsplan ändern können. Der Vormarsch der Armee des Generals Russi war so schnell gewesen, daß vorübergehend keine Fühlung mit der nördlich gelegenen Gegend gehalten wurde. General Iwanow dagegen vertraute, daß sein rechter Flügel und seine Nachhut gut geschützt waren, und setzte seinen Vormarsch gegen Krakau fort. Eine neue Truppenmacht hat sich aber in die Bresche geworfen, mit der die Deutschen nunmehr zu kämpfen haben.

Konstantinopel, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Der „Times“-Korrespondent meldet aus Petersburg: Das Resultat der Kämpfe in der Umgegend von Lodz, wo die Deutschen verhielten, den rechten Flügel der Russen zu umgeben, wird vom Generalstab mit Vertrauen erwartet. Mit Hilfe ihrer strategischen Eisenbahnen an der Grenze hätten die Russen so viele Truppen konzentriert, daß General Hindenburg eine vorübergehende numerische Überlegenheit habe. Die Vorhut der Russen sei zurückgezogen und Verstärkung nach den bedrohten Punkten abgesandt worden. (Das Vertrauen auf den Ausgang der Kämpfe ist auf deutscher Seite ebenso stark. Nur im entgegengesetzten Sinne. Unser Vertrauen wird durch den Umstand noch mehr gestärkt, daß die Russen immer beschwichtigend von einer „Vorhut“ sprechen, während wir doch ganze Armeen geschlagen haben. Schriftl.)

Amsterdam, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Der militärische Mitarbeiter der „Morning Post“ schreibt, daß die strategische Lage für die Deutschen und die Oesterreicher nun besser sei, als während des ersten Einfalls in Polen. Die Deutschen kämpfen nun etwas näher bei ihrer eigenen Grenze und haben keine besonderen Schwierigkeiten, während die Russen in ihrem Rücken über die durch die Deutschen vernichteten und nur teilweise wiederhergestellten Verbindungswege verfügen, weshalb es ihnen unmöglich ist, schwere Artillerie heranzubringen, und wodurch sie nur auf Umwegen Fühlung bekommen mit ihren vor Krakau und in Galizien stehenden Heeren. Es ist klar, daß eine Niederlage südlich der Weichsel die Russen in eine sehr unangenehme Lage bringen würde.

Der „Heilige Krieg“.

Konstantinopel, 21. Nov. (Wolff-Tel.)

Einer falschen Auslegung der „Independance Roumaine“ über den heiligen Krieg gegenüber bemerkt der „Idam“: Der heilige Krieg richtet sich ausschließlich gegen Rußland, England und Frankreich sowie deren Verbündeten. In den Herzen der Muselmanen besteht keinerlei Haß zum Beispiel gegen Italien, den Verbündeten unserer Verbündeten, noch gegen Rumänien, Bulgarien und andere neutrale Länder. Die Muselmanen empfinden für Italien freundschaftliche Gefühle. Die muslimanische Welt teilt die Bande freundschaftlicher Gefühle, die die Türkei mit Italien verbindet. Der „Idam“ weist ferner auf die Haltung der persischen Stämme hin, die sich nach dem gestrigen Communiqué den türkischen Stämmen anschließen.

Türkische Vergeltung gegen England.

Konstantinopel, 21. Nov. (Wolff-Tel.)

Die türkische Regierung hat die englische Eisenbahn Smyrna-Aidin, deren Konzeption im letzten Sommer verlängert worden war, mit Beschlag belegt. Hierzu wird bemerkt, daß die Pforte auf diese Weise gegen England für die Beschlagnahme zweier Dreadnoughts, die An-

nektion Cyperns und die Verletzung des Statuts von Ägypten Vergeltung üben will.

Die türkischen Prinzen in Brüssel.

Brüssel, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Gestern fand hier ein Empfangsessen für die drei türkischen Prinzen statt. Feldmarschall von der Goltz, der Generalgouverneur von Belgien (der früher lange Zeit an hervorragender Stelle im türkischen Heere tätig war), hielt eine begeisterte Rede auf das siegreiche deutsch-türkische Bündnis.

Die islamitische Gefahr für Rußland.

Wien, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Die Korrespondenz „Rundschau“ meldet, daß fortgesetzt für die Russen verlustreiche Einfälle persischer Bergstämme in das Kaukasusgebiet erfolgen. Die Lage gilt als sehr ernst. — Russische Blätter beurteilen den Krieg mit der Türkei sehr pessimistisch, da Rußland auf diesen Krieg nicht vorbereitet gewesen sei.

Gefechte an der Grenze von Angola.

London, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Aus Lissabon wird dem „Daily Telegraph“ gemeldet: Am 17. Oktober hat bei Unamato an der Grenze von Angola ein Gefecht zwischen deutschen und portugiesischen Truppen stattgefunden. Am 31. Oktober fand ein weiteres Gefecht bei Cuangar statt. Von Lissabon aus wurden Verstärkungen entsandt.

Der Kapitän des „Kaiser Wilhelm d. Gr.“ wieder in Deutschland.

Halle a. S., 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Dem Kapitänleutnant Ahe von dem verenteten Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ gelang es, wie der „Saale-Ztg.“ aus seiner Heimat Schlei in Thüringen mitgeteilt wird, als Kohlenzieher auf einem neutralen Schiff nach Deutschland zurückzukehren. Er erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse. („Dr. Ztg.“)

Ein österr. Passagierdampfer auf eine Mine geraten.

Mailand, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

Aus Neapel meldet man: Der Dampfer „Detrowitsch“ des österreichischen Lloyd, 800 Tonnen Gehalt, ist an der dalmatinischen Küste auf eine Mine geraten und gesunken. Man glaubt, daß auch Passagiere verunglückt sind.

Eine Sendung Liebesgaben verschwunden.

Frankfurt, 21. Nov. (Tel., Gr. Bln.)

In der heutigen Sitzung des Magistrats der Stadt Augsburg wurde bekannt gegeben, daß eine große Sendung Augsburger Liebesgaben für das 3. bayerische Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 49, Riften im Wert von 10 000 M., die vor 5 Wochen aufgegeben worden sind, auf dem Transport spurlos verschwunden sind. Alle Reklamationen waren bisher erfolglos.

Unsere deutschen Kolonialhelden.

Das deutsche Kolonialamt hat eine Zusammenstellung der Kriegsergebnisse während der ersten drei Kriegsmomente in den deutschen Schutzgebieten herausgegeben. Es hat damit einem in weiten deutschen Volkskreisen verbreiteten Bedürfnis entsprochen. So gewaltig uns auch die großen Ereignisse in Frankreich und Rußland und auf See fesseln, so bleibt doch noch eine überaus lebhafte Anteilnahme für die Geschehnisse draußen in den deutschen Schutzgebieten übrig. Es sind nicht nur die vielen Tausende von Anverwandten und Zugehörigen unserer deutschen Kolonialbewohner, die sich hier in der Heimat um ihr Ergehen sorgen, sondern wir alle wissen, daß auch dort draußen um deutsche Ehre und deutsche Nachstellung blutig gekämpft wird. Wer möchte deshalb nicht mit ganzem Herzen dabei

sein und aufmerken, wenn unsere zukünftige Heimatbehörde eine Darstellung der bisherigen Kriegsergebnisse veröffentlicht.

Allerdings muß das deutsche Kolonialamt selbst auf die Gefahrenhaftigkeit und sehr bedingte Zuverlässigkeit seiner Zusammenstellungen hinweisen. Denn alsbald nach dem Kriegsausbruch wurde jeglicher Schiffsverkehr mit den Schutzgebieten ausgesetzt, gleichzeitig wurden von den Engländern sämtliche deutschen Ueberseetabel zerschneiden und damit auch die telegraphische Verbindung mit allen Schutzgebieten unmöglich gemacht. Als einziges Verständigungsmittel blieb zunächst noch der Funkentelegraph übrig. Kein Wunder, daß unsere Feinde von Anfang an eifrig bemüht waren, uns auch dieses letzten Mittels zu berauben. Daß ihrer militärischen Uebermacht gelang ihnen das auch mit der Zeit. Am 12. August zerstörten sie die Funkstation Yap, bald darauf die von Nauru, am 29. August Tafaiata auf Samoa und am 12. September Waiyapa auf Neupommern. Am 25. August mußte auch die Großfunkstation Lamina in Togo untererleitet werden, und damit entfiel die letzte Möglichkeit einer direkten Verbindung mit den afrikanischen Schutzgebieten von Rauen aus. Was seitdem an Nachrichten zum Kolonialamt und in deutsche Zeitungen gelangte, stammt entweder aus gelegentlichen schriftlichen oder mündlichen Berichten einzelner Landleute über See oder — aus feindlichen Quellen. Sie sind deshalb mit gebührender Vorsicht aufzunehmen und werden im Laufe der Zeit noch mannigfach berichtigt und ergänzt werden müssen.

So gefärbt und lüdenhaft das vorliegende Nachrichtenmaterial auch ist, ein geht doch mit zweifelsfreier Klarheit aus ihm hervor: daß unsere Brüder über See mit derselben Treue und Todesbereitschaft für Deutschlands Nachstellung zu kämpfen und zu sterben entschlossen sind, wie unsere heimischen Truppen. Abgeschnitten von allen Hilfsquellen, ja von allen tröstlichen Nachrichten, in jeder Hinsicht ganz allein auf sich selbst gestellt, haben sie ihre unvertrauten Pösten mit einer Selbstverständlichkeit und Tapferkeit gegen übermächtige Feinde verteidigt, die uns alle auf die Knie zu rufen muß. Dabei hat sich in allen Schutzgebieten die eingeborene Bevölkerung nicht nur ruhig verhalten, sondern vielfach sich auch freiwillig zur Verfügung gestellt. Ja, auf Neuguinea in der Südpole boten auch die Italiener und ein dort ansässiger und angelegener Japaner mit etwa hundert seiner Landsleute dem Gouverneur ihre Dienste gegen englische Angriffe an; letzteres Angebot wurde indes mit Rücksicht auf die heimischen Nachrichten nicht angenommen. Aus dem allen aber darf man wohl den Schluss ziehen, daß die deutsche Kolonialverwaltung in Friedenszeiten wirklich tadellos gewesen sein muß, wenn sie derartige Hilfsangebote Eingeborener und fremder Weiber zeitigen konnte.

Es ist hier leider nicht der Raum, um alle Nachrichten aus der achtzehn Druckschriften umfassenden Zusammenstellung des deutschen Kolonialamtes wiederzugeben. Sie sind auch fast sämtlich schon früher tropfenweise in den Zeitungen veröffentlicht worden. Zusammenfassend ergeben sie aber die erfreuliche Tatsache, daß unsere wertvollsten und größten Schutzgebiete (Kamerun, Ost- und Südwestafrika) mit Ausnahme einiger Küstenstriche und Hauptplätze noch fest in deutschen Händen sind. Den feindlichen Streitkräften gelangt es wohl, mit ihrer Uebermacht an den Rändern der Kolonien uns einigen Schaden zuzufügen, aber sie sind außerstande, ins Innere der ungewunden Gebiete vorzudringen. So wird von Deutsch-Ostafrika hervorzuheben, daß es, wenigstens in den ersten drei Monaten des Krieges, irgend welche härtere Erschütterung seiner Streitkräfte und seiner inneren Verhältnisse nicht zu erleiden gehabt hat. In Kamerun mußten sich die Unseren aus den Plätzen Victoria, Duala, Kribi und Kampo, die vom Feuer der feindlichen Schiffsartillerie bestrichen werden können, zurückziehen; jeder Zoll Landes aber, der außerhalb des Reichs der Kanonen liegt, wird heldenmütig verteidigt. Togo hat durch seine Grenzen die ungünstigen Bedingungen für eine Verteidigung. Es war englischen und französischen Ueberfällen ausgesetzt. Unsere Landsleute haben noch tapferer, blutiger Gegenwehr schließlich der Uebermacht weichen und sich Kriegsgefangenen geben müssen. Engländer und Franzosen haben die Kolonie schon eiligst unter sich aufgeteilt! Die Behandlung der in Gefangenschaft geratenen Deutschen scheint anfänglich roh gewesen, später aber besser geworden zu sein. In Deutsch-Südwestafrika ist es den vereinigten Engländern und Südafrikanern bisher nur gelungen, von der Seeferse her Lüderibucht zu besetzen und damit höchstwahrscheinlich auch einen Teil der Diamantfelder in die Hand zu bekommen. Diese Felder auszubeuten, wird sie hoffentlich Demet noch

Toten Sonntag 1914.

Ewiges Leben.

In grauem Dunst zerfließt der träge Tag wie Traumesbilder, die der Morgen scheuchte, und keine Fremde läßt die Himmelsleuchte mit Flammen grüßen heißer Herzen Schlag. Nur müde Trauer hält die Tränenstufen, die Zeugen sind von unsern Seelengnalen.

Denn dieser Tag der Toten ist die Nacht, wo Leid und Kummer sich der Not vermählen, wo sich aus der Erinnerung Bilder schälen, die dich zermartern, wenn Dein Geist erwacht und Deinem Blick in blutgrotem Reigen sich die Gestalten Deiner Liebe zeigen!

Dort jener Knabe mit dem blonden Flaum auf bleichen Lippen: Kanntest Du ihn wieder? Und jener Landwehrmann, wie beugt er nieder sich liebevoll auf Weib und Kinder! — Kaum kanntest Du vor einem Herzschrei Dich bewahren, wenn Alle nahen, die Dir teuer waren!

Da schreitet einer, der der Zeiten Bier. Nun trägt das Blutmal er auf hoher Stirne! Und dort der lede Reiter: Jeder stirne und edle Wein sah einst ihn neben Dir! Und da und dort und hier: Im blauen Scheine Söhne und Väter — Führer und Gemeine — — —

und Alle — tot! — Und Alles nur ein Traum — und Alle Schatten nur, die einig gewesen! — Bist Du die Frau? — Bist Du zum Tag gewesen? — Glänzt auf der Liebe Meer der Nahe Scham? — Steigt die Vergeltung endlich nun hernieder? — fragt Deiner Seele Zweifel immer wieder!

Der Moden Klang zieht mühsam himmelwärts. Hast geht ihr Hall im Nebelgrau verloren. Doch hoch — da flirrt ein Aft — wie neu geboren tönt eine Stimme, hell und hart wie Erz, und alle Not und Trauer hat ein Ende, und Flammen leuchten zu des Tages Wende:

„Mache um Deine Gefallenen nicht! Der Herr der Heere erkor sie als Helden, und tausend Jahre noch wissen zu melden von ihnen, die lachend ins Angesicht dem Tode gesehen zu Deiner Ehre! O Deutschland, den Tränen und Träumen wehre!“

Deutschland, sei stark! Dieser blutigen Not ist eiserner Wille zum Siege entgegengestellt! So soll die Brüder, die schlafend liegen, der Jubel wecken: Ihr seid nicht tot! Mag Alles vergehen und im Nichts entschweben, Euch gab der Heldentod ewiges Leben! —

Heinz Gorrenz-Wiesbaden.

Die Toten.

Dort fiel den Eltern der einzige Sohn, Dort der Gattin der treue Gefährte, — Da der Vater, der wackere Arbeitsmann, Der die Seinen getreulich ernährte! Dort der Freund, der fürs Leben so viel versprach, Dort der Mann, der die Wissenschaft zierete, — Kaum ist ein Herz noch, kaum ist ein Heim, Das nicht schwere Verluste verspürte! Naht jrdmen die Tränen den Teuren nach, Die Herzen bluten ja allen — Aber fröhennd klagt es hinein in den Schmerz, Sie sind fürs Höchste gefallen.

Für das Höchste — für Freiheit und Vaterland — Für des Deutschlands Zukunft und Ehre! Wahrhaftig — gefallen im heiligen Kampf — Und Helden führten die Behre! Und kommt dann der Frieden nach herrlichem Sieg, Blüh' Arbeit und Segen einm wieder, — Dann schauen, von Stolz und Freude erfüllt, Von Walhalla die Helden einm nieder Und rufen den trauernden Herzen zu: Das hat unser Sterben geboren! Das Vaterland frei — die Zukunft winkt — Ihr habt uns — nicht das Höchste verloren.

Dr. Ferdinand Goeh-Weipzig, Vorsitzender der Deutschen Turnerschaft.

Heiliger Haß.

Eine Mutter über den Friedhof irrt . . . Die Gräber sind mit Blumen geziert, Der Richten brennen gar viel. . . Eine Mutter über den Friedhof irrt Und findet nicht Ruh, nicht Ziel.

Sie hatt' einen Knaben — wie kurz ist die Zeit! — Der zog in den Krieg; und ist er auch weit, Noch fühlt sie den Druck seiner Hand. Ihr Knabe, der ruht jetzt — o Herzeleid! — Drei Fuß tief in Feindesland.

Und hat keinen Kranz und hat kein Licht, Hat wohl nicht einmal ein Kreuzlein schlicht, Und ist so allein, so allein! Sie weiß nicht, wo seine Jugend liegt, Und möchte doch bei ihm sein.

Und wo ein verfallener Hügel winkt, Eine weinende Mutter zu Boden sinkt Und streichelt das feuchte Gras, Und ein Laut, so weh, in das Dunkel dringt . . . Ist's ein Name — oder was?

O Mutter, wer tat dir dies bitter Leid? Wer hegte die Wölfer in flirrenden Strei? . . . Hör' Mutter, und mer! es dir gut! Die Schande und Schuld trägt der britische Reid — Der schachtet mit Leben und Blut!

Wach hart drum dein Herz! Wach hart dein Herz! Nicht deine Gebete himmelwärts Um Rache — ohn' Unterlaß. So heilig auch Liebe ist und Schmerz — Viel heiliger ist jetzt der Haß.

Bernhard Grothus-Wiesbaden.



Ehren-Tafel

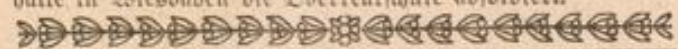
Das Eisene Kreuz erhielt der Leutnant d. R. und Kompagnieführer bei dem im Osten kämpfenden 2. Landwehr-Infanterieregiment Otto Fischbach, Kaufmann bei Duderhoff u. Söhne und Vorsitzender des Wiesbader Kriegervereins.

Dem Leutnant Heinrich v. Scanzoni vom Leibgarde-Inf.-Regt. Nr. 115 wurde das Eisene Kreuz und die Deutsche Tapferkeitsmedaille verliehen.

Dem Fahnenjunker Alfred Döring, Sohn des hiesigen Steuersekretärs Hugo Döring, wurde das Eisene Kreuz verliehen. Derselbe wurde in besonderer Anerkennung seiner Tapferkeit zugleich zum Unteroffizier befördert.

Der Einl.-Freim. Unteroffizier Anton Seilberger, Regt. 80, 5. Komp., erhielt das Eisene Kreuz und wurde zum Wachtmeister befördert. Er ist der Sohn des verstorbenen Wachtmeisters Karl Seilberger, Kerscht. 22, hiersebst, der 1870/71 mit Auszeichnung mitgemacht hat.

Der Fähnrich Oscar Spuhler, 4. Kompagnie, 99. Inf.-Regt. Jäger, starb am 20. Oktober in Westlandern den Heldentod fürs Vaterland. Der gefallene Held war ein Sohn des Steinbruchsbesizers Joh. Spuhler in Alfenz und hatte in Wiesbaden die Oberrealschule absolviert.



lange hindern. Neuguinea wurde von der australischen Flotte nach einem erbitterten Seekrieg bei der Funktation Milapla, wo auch die eingeborenen Soldaten der Deutschen tapfer kämpften, besetzt. Ueber das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen fehlen alle Nachrichten. Das Inselgebiet wurde von englischen Kriegsschiffen, die alle Funktationen zerstörten, kurz besetzt und später von den Japanern besetzt. Der Stationsleiter von Saluit soll gefangen genommen, die anderen Beamten vorläufig auf ihren Posten belassen worden sein. Samoa mußte sich angesichts der wenigen Europäer und farbigen Polizisten ohne Widerstand ergeben. Britische Seekreistkräfte richteten in Apia eine englische Verwaltung ein. Der deutsche Gouverneur Dr. Schulz, sein Sekretär, ein deutscher Kaufmann und elf deutsche Beamte sind als Kriegsgefangene nach Neuseeland überführt und vermutlich in dem Konzentrationslager auf Soams Island untergebracht worden, wo bereits eine große Anzahl Deutscher gefangen gehalten werden soll.

Doch man über das Schicksal der heldenmütigen Verteidiger unserer Schutzgebiete so wenig erfahren kann, daß die Namen der Gefallenen und das Ergehen der Kriegsgefangenen voraussichtlich noch lange unbekannt bleiben, das ist das Schmerzlichste, was die Verdrücktheit des Reichskolonialamts künden muß. Im übrigen zeugt sie von so viel Unmuth, Tapferkeit und Opferwilligkeit, daß mehr Stolz als Trauer beim Lesen hervorgerufen wird. Und über das Endschicksal unserer Kolonien werden unsere Heere in Europa entscheiden, nicht die übermächtigen Mächte, die sich über See vorläufig als Herren unserer Besitzungen aufspielen.

Wer ist der Held?

R. D. vom Königin Augusta-Garde-Gr.-Regt. Nr. 4.

Aus Jemeppe in Belgien teilt der aus Wiesbaden stammende Unteroffizier eines Landsturmabtheilungs R. D. folgendes mit: „Eine Frau sagte uns, daß hier in der Nähe im Felde ein unbekannter Soldat begraben liegt. Wir ließen uns die Stelle zeigen. Ein kleiner, bereits bewachsener Erdbügel wurde uns als Grab bezeichnet. Um den Namen des Verstorbenen und ohne alle Ehren Bezeichnungen festzustellen, öffneten wir das Grab. In 80 Zentimeter Tiefe bot sich uns ein erschütternder Anblick: ein deutscher Held lag wie ein Hund begraben auf dem Bauche, und war schon ziemlich in Verwesung übergegangen. Die Bestattung war von Belgiern besorgt worden. Der Name war nicht mehr festzustellen; nur auf einem Handtuch im Brotbeutel fanden wir die Anfangsbuchstaben R. und D. Auch konnten wir in dem Brotbeutel das Regiment und die Kompagnie feststellen. Es war ein Garbist vom Königin Augusta-Garde-Gr.-Regt. Nr. 4. Ich betrachtete es als meine Ehrenpflicht, diesem Kameraden eine anständige Ruhestätte zu bereiten, was uns auch gelungen ist. Wir haben vom Eisenbahnkreiner ein Kreuz anfertigen lassen. Mit Lackfarbe habe ich die Widmung darauf gemalt.“

Elegie.

Toten Sonntag!

Tag, an dem sich Erd' und Himmel näher rücken.
Liebe, Glaube, Hoffnung schlagen feste Brücken.
Die vom Grabe bis zum Thron des Lebens reichen.
Gottes Friedensengel steigen auf und nieder,
Reihen Grüfte mit und bringen Grüfte wieder.
Morgenrot erglüht. Die dunklen Schatten weichen.

Toten Sonntag!

Liebe schmückt mit bunten Blumen Grabeshügel.
Reihe Zäune rinnen; doch des Glaubens Flügel
Tragen hoch empor. Die feuchten Augen schauen
Neues Leben, aufgeblüht aus Todesstätten. —
Selig sind die Toten. Ihre Erdentaten
Mahnen jeden: Hand ans Werk und weiterbauen!

Toten Sonntag!

Tag der Toten? — Neue Ziele will er heften.
Mag die kalte Erde euer Liebessied bedecken.
Mag es ewig wahr sein: Bitter ist das Scheiden:
Mutig weiter! Frische Gräber, neue Pflichten!
Sucht der Trauer dunklen Leidenspfad zu lichten,
Trocknet Tränen! Ernten werdet ihr mit Freuden.

Toten Sonntag!

Sei es Schauer rufst du was in diesen Zeiten,
Wo des Todes Schrecken übers Schlachtfeld schreiten
Und die besten unserer Männer jäb erlassen.
Mütter schluchzen, Frauen, Waisen, Bräute weinen.
Vielen todeswunden Herzen will es scheinen,
Gott, der treue, habe gänzlich sie verlassen.

Toten Sonntag!

Tote Helben, ach es will uns schwer bedrücken,
Eure Gräber möchten wir mit Blumen schmücken,
Glänzig fromm die Hände zum Gebete falten. —
Doch nicht klagen! Eüher Trost ist uns geblieben,
Tief in unsern Herzen ruhn die teuren Lieben
Warm gebettet. Ewig werden wir sie halten.

Toten Sonntag!

Tränenbäche rinnen heut' in Deutschlands Gauen,
Gleich den Segenstropfen, die herniedertauen,

Eine photographische Aufnahme zeigt uns die neue, würdige Grabstätte mit dem Kreuz, das die Aufschrift trägt: „Hier ruht in Gott Grenadier R. D. des R. A. G. Gr.-Regt. Nr. 4, 3. Komp.“ — Vielleicht trägt diese Mitteilung dazu bei, die Persönlichkeit des Toten zu bestimmen und die Angehörigen aufmerksam zu machen. (Das Gedicht „Heiliger Haß“, das in der heutigen Nummer unter dem Titel veröffentlicht wird, wurde durch diese Begebenheit angeregt.)

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 22. November.

Die Toten.

Toten Sonntag! — Da ist der Friedhof das Ziel für alle, die eines ihrer Lieben draußen ruhen haben. Viele gehen an diesem Tage und schmücken die Gräber ihrer Lieben. Ein Gebet und Leise, wie sie gekommen, gehen sie wieder — Toten Sonntag.

In diesem Jahre noch mehr als sonst, zieht es uns zur Stätte der Toten, in diesen Tagen, wo draußen nicht nur das Laub von den Bäumen fällt, sondern wo auch Menschen fallen, wo der Tod so furchtbare Ernte hält, da gedenken wir der Toten.

Die Völker zerschneiden sich gegenwärtig in heißen Kämpfen gegenseitig: Die alte Welt ist zurzeit eifrig damit beschäftigt, Massengräber zu graben für die Toten des großen Krieges. Jedes Grab spricht zu uns! Was hat der unbarmherzige Schmitter hier doch alles zusammengebracht! Gute und Böse, Glücklich und Unglücklich, Reiche und Arme, Gelehrte und Unwissende — im Tode sind sie alle gleich. Der Hölle, unter dem sie friedlich und geacht schlummern, hat die Untergründe verwirrt, die das Leben so gern mit eifriger Betonung hervorhebt. Ist diese Tatsache nicht tiefenst?

An den Gräbern drängt sich uns von selbst die Frage auf, ob auch alle, die da unten ruhen, ihre Aufgaben im Leben erfüllt haben? Aber selbst bei dem Gedenken des Krieges sollten wir den Glauben an die Zukunft der Menschheit festhalten, die Hoffnung und das Vertrauen auf eine bessere Zeit. Wir ähnen, wenn wir die Schrecken des Krieges sehen; aber der geschäftstüchtige Mensch weiß, daß dieser zu den unvermeidlichen Menschheitschicksalen gehört und wieder vorübergehen wird. Aus Herbst und Krieg spricht die ewige Macht. Darum müssen wir an dem Glauben festhalten, daß eine Zeit des ewigen Friedens kommen wird. Wenn wir diese auch nicht mehr erleben, so doch unsere Nachkommen.

Unsere Arbeit gehört das ganze Jahr über den Lebenden, in diesen Tagen weist unser Herz bei den Toten. Darum gehen von allen Friedhöfen im deutschen Land, wo treue Hände Kränze niederlegen, heralliche Grüße hinaus nach West und Ost, zu den Stellen, mit schlachten, einfachen Kreuzen geziert, und auf die wilde See, wo es keine Zeichen gibt, daß tief drunten unsere treuen Brüder schlafen.

Schöpfen wir neue Kräfte zum Leben aus der Tiefe des Todes.

Seid sparsam mit Brot und Kartoffeln.

In dieser schweren Kriegszeit erkennen wir so recht deutlich, wach einen Segen die wirtschaftliche Schutzgehung über unser Vaterland gebracht hat. Von Feinden rings umgeben, die unsere Grenzen sperren, um jede Zufuhr abzuschneiden und uns auszuhungern, hätten wir ohne die Stärkung unserer Landwirtschaft den gewaltigen Kampf nicht auf uns nehmen können, sondern uns zur Seite drücken lassen müssen. Die Deutung der landwirtschaftlichen Rentabilität hat aber diesem wichtigsten Zweige der Volkswirtschaft eine Ausdehnung gegeben, die uns jetzt vor allen Gefahren schützt. Ein Ausgehungerterwerden ist nicht mehr möglich, da wir uns selbst ernähren können. Und nicht nur das, auch die jetzt schon riesige und noch immer steigende Zahl der gefangenen Feinde brauchen wir nicht hungern zu lassen. Freilich erfordert es der Ernst der Zeit, daß wir nicht verschwenderisch mit den Lebensmitteln umgehen, insbesondere mit den hauptsächlichsten: Kartoffeln und Getreide. Wir geben daher als Anregung, wie praktisch gespart werden kann, einige Winke wieder, die uns von sehr geschätzter Seite zugehen. Zunächst die Kartoffeln!

Die Kartoffeln gelangen zumeist in der Form von Salzkartoffeln auf den Tisch, das heißt sie werden im rohen Zustande geschält und dann in Salzwasser gekocht. Diese Art der Zurechtung bedingt erhebliche Abfälle von der Knolle, die mit den dünnen Schalen abgeschnitten werden.

Totes Land befruchtend, wachend neues Leben. —
Schlummert laßt in fremder Erde, tapfre Helden!
Fernste Kunde wird es euren Volke melden:
„Größe Liebe, sterbend andern Leben geben!“

Ludwig Kolb-Wiesbaden.

Der große Krieg.

Roman von Poths-Wegner.

(43. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ist es Ihnen erwünscht, in Biarritz im gleichen Hotel mit mir zu wohnen?“ fragte Vemoins nochmals.

„Gewiß“, erwiderte sie gleichgültig, „weshalb sollte mir das nicht angenehm sein?“

„Wir sind glücklich darüber“, fiel sogleich ihre Mutter ein, „rechnen sogar darauf, daß Sie uns ein treuer Begleiter sein werden.“

„Soweit es von mir abhängt, wird es an nichts fehlen“, versicherte Vemoins liebenswürdig und wandte sich wieder mit der Frage an Aimée: „Kennen Sie Biarritz schon?“

„Ich habe viel darüber gehört und auch gelesen, war aber selbst noch nicht dort“, erwiderte sie einfach.

„Oh, dann werden Sie überrascht sein. Die Schönheit der Natur und das reizvolle Leben dort wird Sie entzücken.“

„Meinen Sie?“

„Ohne Zweifel. Die Tage vergehen da im süßen Dolce far niente, wie im Traum. Am Morgen promenierte man am sonnigen Meeresstrand, dann geht man zum Diner, darauf zum Konzert, später zum Diner und Abends ins Theater oder in den Cercle, wo der Pharaonisch für Unterhaltung sorgt.“

„Sehr schön“, bemerkte Aimée. „Aber mein Papa und Bruder Jules sollen sich doch erholen, das scheint mir aber bei solch unruhigem Leben kaum möglich zu sein.“

„Oh, erst recht“, erklärte Vemoins. „Man amüsiert sich dabei und Amusement ist doch Erholung.“

Das wollte Herr Jules aber nur sehr bedingt zugeben und meinte, es würde ihn gewiß bald langweilen.

„Natürlich auf die Dauer kann es die Langeweile nicht hauen“, gab Vemoins zu. „Dagegen gibt es, wie mein Vater immer sagt, überhaupt nur ein Mittel.“

„Und welches wäre das?“ fragte Jules interessiert.

Der zehnte Teil der Kartoffel geht auf diese Weise verloren. Nur in wenigen Haushaltungen und in den Hotels und Restaurants werden die Schalen zu Viehfutterzwecken gesammelt, hier und dort werden sie auch getrocknet und als Brennmaterial benutzt. In, gering gerechnet, sieben Zehnteln aller Fälle aber werden sie einfach zum Müll geworfen. Bei dem riesigen Verbrauch an Kartoffeln in Deutschland gehen auf diese Weise sehr große Werte verloren. Es gibt aber ein sehr einfaches Mittel, den ganzen Nährwert der Kartoffel zu erhalten, indem man sie in der Schale kocht und als Quell- oder Pellkartoffel auf den Tisch bringt. Die harte Haut läßt sich bekanntlich leicht von der gekochten Kartoffel entfernen.

Und um an Korn bzw. Mehl zu sparen, wird von derselben Seite darauf hingewiesen, daß man sich möglichst des kleinen Brotes enthalten möge. Je kleiner die Brote, desto mehr Kruste haben sie. Da aber von vielen die Kruste nicht gegessen, sondern abgeschnitten und beiseite gelegt wird, ergibt sich eine Verminderung der Nährwertmenge. Bei großen Broten dagegen ergibt sich eine verhältnismäßig geringere Krustenmenge ganz von selbst und infolgedessen eine Vermehrung des von jedermann gegessenen weichen Brotes. Werden sich die Verbraucher diese kleinen Winke zur Regel machen, so wird bei der täglichen Nahrungsmenge des Verbrauchs eine fühlbare Ersparnis eintreten. — Also: Eßt Schalkartoffeln und große Brote!

Der Präsident des Königl. Konfistoriums Dr. Ernst ist zum Decretdienst einberufen. Diensthafte Zuschriften in Präsidial-Angelegenheiten sind bis auf weiteres unter der Aufsicht des Königl. Konfistoriums hieselbst einzufenden.

Fünfundzigjähriges Doktorjubiläum. Am Montag begeht der Oberregierungsrat Dr. Robert Pähler in Kassel, der Leiter des höheren Schulwesens in der Provinz Hessen-Nassau, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

Eine Bitte um Liebesgaben. Hauptmann Schulz vom hiesigen Feldartillerieregiment erbittet für eine Reservestellung, die vom Feldartillerieregiment Dranien aufgestellt wurde, Liebesgaben, hauptsächlich Rum, Tee, Schokolade, Zigarren, Stearinkerzen und Wollschafen. Die Reservestellung hat bisher nur ganz wenig erhalten, da die meisten Liebesgaben an die aktiven Regimenter gehen. Bitte tut not. (Näheres siehe Inseratenteil.)

Kirchenversammlung. Am heutigen Totensonntag wird eine Kirchenversammlung zu Gunsten des Diakonissen-Mutterhauses veranstaltet werden.

Für Militärärzte. Die neueste Ausgabe der „Ankündigungsnachrichten“, der amtlichen Mitteilungen für versorgungsberechtigte Militärpersonen, liegt in unserer Geschäftsstelle in der Mauritiusstraße 12 wieder zur unentgeltlichen Einsichtnahme aus.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Kurhaus. Die Besucher des heutigen Kurhaus-Anfusskonzerts werden gebeten, sich in Anbetracht der ersten Stimmung des Tages — Totensonntag — aller Belästigungen zu enthalten.

Residenztheater. Dreyers Komödie „In Behandlung“ wird am Montag wiederholt. Am Dienstag gelangt nochmals „Dr. Klaus“ zur Aufführung. Die nächste (fünfte) Volksvorstellung zu kleinen Preisen findet am Freitag, abends 8 Uhr statt und bringt „Die Dageholzen“, Lustspiel von Pfand, in der Bearbeitung von Carl Böhm. Der Vorverkauf beginnt am Montag.

Die Kunst für die Kunst“ veranstaltet heute (Sonntag) 11½ Uhr in der Galerie Vanger eine Matinee, in der Organist Petersen im Verein mit Kammermusikern und einigen Konzertsolisten von Bach, Beethoven und Schumann zum Vortrag bringen wird. Zum Eintritt berechtigt die Erwerbung eines Voses. — Im Laufe der Woche wird eine größere musikalische Veranstaltung stattfinden.

Nassau und Nachbargebiete.

Kronberg, 21. Nov. Auf dem Feld der Ehrengefallen. Lehrer Hugo Fehler, an einer Frankfurter Schule, ein Sohn des verstorbenen hiesigen Hauptlehrers, ist am Hertenal gefallen. Der Gefallene, welcher am 20. Oktober mit dem Eisernen Kreuz geschmückt wurde, war Offiziersstellvertreter.

Bad Ems, 21. Nov. Persönliches. Dem Eisenbahn-Langstreckentakt a. D. Bauer wurde das Verdienstkreuz in Silber verliehen.

Gernsheim, 21. Nov. Vom Zug getötet. In der vergangenen Nacht wurde auf der hiesigen Station der Zugschaffner Heider, welcher in Darmstadt stationiert ist,

„Eine glückliche Ehe!“

„Sehr richtig“, warf Herr Camille ein, der unterdessen angelegentlich mit seinen Eltern gesprochen, aber zugleich auch mit einem Ohr auf die übrige Unterhaltung geschaut hatte: „Befolgen Sie den guten Rat Ihres Herrn Vaters und verheiraten Sie sich, es wird Sie nicht gereuen.“

„Möht es ja gern und habe, wie Sie wissen, ja auch schon gewählt!“ bekannte Vemoins offen. — „Nur bin ich meiner Sache noch nicht sicher.“

„Nur Geduld, es wird schon werden!“ suchte ihn Madame Hertöre zu ermutigen, jedoch nur mit wenig Erfolg. Schen und zweifelnd blickte er seine Auserwählte an, um aus ihren Augen eine Antwort zu lesen. Aber Aimée achte gar nicht darauf, sie hatte ganz andere Gedanken im Kopfe und schaute mit wachsender Ungeduld nach der großen Pendule auf dem Kaminsims, deren Zeiger schon auf 2 Uhr ginging. Auch Herr Jules begann jetzt unruhig zu werden, woraus seine Mutter die Mahnung zog, es sei Zeit, sich zu erheben, und da sie es selbst für geeigneter hielt, das angeschnittene Debatthema im enghen Kreise fortzusetzen, lud sie zum Kaffee in den Salon ein und hob den Tisch auf.

Indessen zu dem intimen Kaffeeständchen, auf das Mama Hertöre gerechnet hatte, sollte es heute nicht kommen, denn kaum war der Kaffee serviert, als der Diener die Meldung machte, der vom gnädigen Fräulein befohlene Landauer sei vorgefahren. Eine nur geringfügige Veranlassung, die aber schwerwiegende Folgen hatte.

Herr Vemoins, dessen Elftelt durch die fähle Aufnahme, die er bei Aimée gefunden, schon verletzt war, machte die Ansfage, die er auf sich bezog, so fühlig, daß er sich darauf, dringende Besorgungen vorschüßend, sofort verabschiedete und erst auf eindringliches Zureden der Hausfrau nach längerem Zögern aufgab, zum Diner wiederzukommen.

„Ein unangenehmer Vorfall!“ murzte Herr Camille, als sich die Türe hinter dem Gaste geschlossen hatte. „Sehr unangenehm!“ bekräftigte seine Mutter. „Offenbar hat Herr Vemoins geglaubt, man wolle ihm damit seine Entlassung andeuten.“

„Natürlich! Es war wie eine Beleidigung“, grölte ihr Gatte heftig dazwischen, und seine Stirnader schwoh an, ein sicheres Zeichen, daß bei ihm ein Sturm im Auge sei. Und wirklich brauste sein Zorn auch sogleich auf.

von einem Zuge überfahren und getötet. Seider wurde beim Rangieren von einem entgegengefahrenen Zug erfasst und zur Seite geschleudert.

Vermischtes.

Der Held vom Schützernhemel.

Uns wird geschrieben: Wir wissen, daß unsere kleinen Kreuzer vor Helgoland mit Todesverachtung kämpften, daß jeder Mann der Besatzung seine ganze Kraft hergab, um dem Feinde taktbare Schläge beizubringen, und daß die Helden noch idiosen, als die Schiffe im Sinken waren. Nun wird aus diesem Kampf eine kleine Episode erzählt, die bekannt zu werden verdient. Auf einem kleinen Kreuzer, der jetzt auf dem Grunde der Nordsee ruht, waren alle Geschütze bis auf zwei außer Gefecht gesetzt. Diese beiden Geschütze waren sowohl voneinander, wie von der übrigen Besatzung durch Feuer getrennt. Da wurde auch noch eines dieser Geschütze von einer 34 Zentimeter-Granate zertrümmert, so daß nur noch eine Kanone weiter feuern konnte. Lange dauerte es jedoch nicht, als auch in ihrer Nähe eine Granate einfiel und die ganze Bedienungsmannschaft niederstürzte, nur der Geschützführer war übrig geblieben. Das sah der Schutzmacher des Schiffes. Schnell entschlossen sprang er hinzu, schlepte Munition herbei und lud die Kanone so ruhig und sicher, als ob er sein ganzes Leben lang nicht Reiten geklopft, sondern Geschütze bedient hätte. Da zermetallte eine Granateplattier ihm beide Hüfte. Er stürzte, richtete sich jedoch sofort wieder in die Knie und führte trotz seiner heftigen Schmerzen dem Geschütz weiter seine Munition zu. Als dann auch der Geschützführer fiel, war das Schiff bereits stark im Sinken. Der brave Schutzmacher wurde von Matrosen gerettet und liegt jetzt mit seinen verbliebenen Füßen im Lazarett. Er fühlt sich dort ganz wohl und geht seiner Genesung entgegen. Als ihn ein Kamerad fragte, was er nun ohne Hüfte anfangen wolle, meinte er trocken und vergnügt: „Nun Schuster bruch ist kein Job!“

Die sechsmal gekochte Henne

Ein drolliges Kriegesgeschichtchen teilt das „Agrarische Tagblatt“ aus dem Munde eines eben angekommenen Fremdwandlers mit. Dieser erzählte: „Beim Durchmarsch durch ein Dorf an der böhmischen Grenze kaufte ich von einem Bauer eine schöne fette Henne für eine Krone. Das konnte ein Federbüßchen in Kriegeszeiten werden. Ich und mein Kamerad freuten uns schon auf das köstliche Mahl. Mit meinem Bajonett schlachtete ich das Tier. Schwieriger war schon das Rupfen, da wir kein heißes Wasser hatten. Eine Stunde lang rupften wir beide sorgfältig die Henne, um sie bei der nächsten Raß sofort fressen zu können. Da man kein Lagerfeuer machen durfte, gruben wir ein tiefes Loch in die Erde, machten unten Feuer und deckten die Grube oben mit Laub zu. Ein kleiner Abzugskanal sollte den verräterischen Rauch unsichtbar ableiten. Als die Henne im siedenden Wasser lag, hieß es plötzlich „Aufbruch“. Mir blieb nichts anderes übrig, als die dampfende Henne in den Tornister zu nehmen, daß wir der Räuden durch die Bluse brannte. Mein Partner fragte mich erstaunt, warum aus meinem Tornister Rauch aufsteige. Es war der Dampf des halbgelochten Geflügels. So maršierte ich mit meiner Henne viele Stunden weit, lag in der Schwärmelinie, und die feindlichen Geschütze flogen über uns hinweg. Wieder benutzte ich die nächste Raß, um meine Henne zu kochen. Und wieder geschah dasselbe; als das Wasser mit unserem Braten brodelte, wurde ich zur Feldwache kommandiert. So ging es noch dreimal. Immer, wenn wir uns schon am Ziele glaubten, entwich uns das Essen, auf das wir uns schon so freuten. Wahre Tantalusqualen. Zum sechsten Male war nun die Henne schon gekocht und mürbe, zubereitet zum Verzehren. Da wollte es das Unglück, daß ich durch Schrapnellstücken verwundet wurde und zum Verbandspfad getragen wurde. Bevor ich mich von meinem Kameraden trennte, übergab ich ihm die sechsmal gekochte Henne, die zu verpeisen mir nicht gegönnt war. Ob sie gut war, weiß ich nicht. Doch in Kriegeszeiten ist man nicht wählerisch.“

Volkswirtschaftlicher Teil.

Landwirtschaft.

Düngungsmahnahmen zur Kriegszeit.

Für die Dauer des Krieges wird voraussichtlich die Ernährung des Volkes fast ausschließlich aus der Produktion der einheimischen Landwirtschaft gesichert müssen. Bisher konnte der größere Teil der Hauptkulturpflanzen in ausreichender Menge im Inlande erzeugt werden. Hierzu gehören Roggen, Hafer und Kartoffeln, während andere, wie Weizen und Gerste, in großen Mengen aus dem Auslande

eingeführt wurden. Da es nicht möglich ist, die fehlenden Mengen dieser Feldfrüchte durch vermehrten Anbau derselben wesentlich zu steigern — denn gerade die Kriegszeit eignet sich am wenigsten zu weitgehenden Änderungen der bisherigen Fruchtfolge und Wirtschaftsweise —, so kann nur durch mögliche Steigerung der Erträge und Erntes der fehlenden Früchte durch andere (Zusatz von Roggenmehl zu Weizenmehl, ferner von Kartoffelmehl zu Getreidemehl) die Volksernährung sichergestellt werden. Mögliche Steigerung der Erträge der angebauten Feldfrüchte dürfte somit — wie ein sachverständiger Artikel der „Landwirtschaftlichen Zeitschrift für die Rheinprovinz“ ausführt — die wichtigste Forderung an den Landwirt zur Kriegszeit sein. In anbeacht dessen, daß durch starke Einnahme der Arbeitskräfte und Gespanntiere die Sorgfalt beim Bessern und Bestellen der Felder teilweise geringer sein mußte als zu gewöhnlichen Zeiten, erscheint eine möglichst reichliche Düngung, die in Form von Kunstdüngern verhältnismäßig einfach und ohne viel Arbeit auszuführen ist, als nächstliegendes Mittel zur Ertragssteigerung.

Treulich brachte der Krieg auch für die Kunstdüngerbeschaffung erhebliche Schwierigkeiten. Zur Herbstzeit sollte noch vielfach der Wagenverkehr, mancher Landwirt schenkte auch Geldausgaben, viele Betriebsleiter stehen im Felde. Jedenfalls sind bei der Herbstbehebung viele Felder nicht so mit Kunstdüngern versorgt worden, als es sonst zu geschehen pflegte. Das Unterlassen der erforderlichen Kunstdüngung bei der Saat muß unbedingt nachgeholt werden. Bei richtigem Vorgehen läßt sich dies auch noch ohne Schaden für die Erträge ermöglichen.

Die vielfach übliche Ammonial-Superphosphat-Düngung kann mit besser Wirkung Ende Februar bis März auf den Kopf der Winterfaat gegeben werden. Besonderer Wert ist auf genügende Stickstoffdüngung zu legen. Das schwefelsaure Ammonial, welches ja auch im Ammonial-Superphosphat enthalten ist, wird der hauptsächlichste Stickstoffdünger während des Krieges sein. Im allgemeinen empfiehlt sich zu Winterweizen in Stallmist oder nach Mähen noch eine Stickstoffdüngung von etwa einem Zentner schwefelsaurem Ammonial oder zwei Zentner Ammonial-Superphosphat 9X9 auf den Morgen; zu Roggen kann etwas weniger genommen werden.

Eine besondere Bedeutung kommt jetzt den in der Wirtschaft selbst erzeugten stickstoffhaltigen Düngern, besonders der Jauche, zu. Diese muß natürlich auf sorgfältigste gesammelt und möglichst vorzüglich verteilt werden. Zur besseren Konzentrierung des Jauchestickstoffes kann ein Zusatz von Superphosphat oder von Schwefelsäure zur Jauchegrube empfohlen werden.

Die Kalidüngung ist dank dem unerschöpflichen Vorrat Deutschlands an Kalisalzen in ausgiebigem Maße ausführbar. Die Kalisalze, insbesondere das vierzählige Kalisalz, können mit gutem Erfolg auch als Koppdünger gegeben werden, am besten auf offenem Boden den ganzen Winter hindurch bis in den März. Man rechnet bei Winterfaaten auf den Morgen $\frac{1}{2}$ bis 1 Zentner vierzähligen Kalisalz, je nach dem Düngungszustand des Feldes, oder $\frac{1}{2}$ bis 3 Zentner Kalnit, letzteren auf leichten Böden.

Nachträglicher Bezug, besonders der stickstoffhaltigen Düngemittel ist dringend zu empfehlen, da sie voraussichtlich bald knapp werden. Im übrigen kann nur wiederholt werden, mit der Düngung nicht zu sparen.

Weingeitung.

Braubach erzielt einen Fünftelherbst.

— Braubach, 20. Nov. Die diesjährige Weinernte ergab einen guten Mittelertrag. Die Menge entsprach einem Fünftelherbst. Geerntet wurden 40 Fuder. Die Folgen des vorjährigen Hagelschlags haben den Ertrag geschmälert.

Vom Büchertisch.

Zum 100jährigen Geburtstag des eisenen Kanzlers (1. April 1915). Die wertvollsten Bismarckgedichte. Ein Bismarck-Brevier. Herausgegeben von Carl Leopold Mayer. Preis in elegantem Einband 2.50 Mk. Seidenlaufsachen in Ganzleder 6.50 Mk. Umfang 200 Seiten. Verlag Dr. Pöschel u. Co., G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf.

Bismarck in deutscher Dichtung. Im Dingen der Dichter wurde dieser genialste Kanzler tausendfachen Widerhall, fern vom Dader der Parteien schufen sie in heller Begeisterung ihre Dichtungen zur Verherrlichung des Mannes, der einem Jahrhundert seinen Stempel aufgedrückt hat. — Carl Leopold Mayer veranstaltete eine Umfrage bei den führenden Dichtern, durchsuchte alte Archive und trug all das zusammen, was über den Tag hinaus ewigkeitswert hat. Manches bisher unerschlossene Gedicht, auch Arbeiten von besonderer Eigenart, so das Gedicht eines Dienstmädchens im Bismarckischen Hause, fand Aufnahme. Dichternamen von antem Klang finden sich in dieser Sammlung. u. a. Fontane, Deibel von Villenron, Dehmel, Dehse, Rudolf Herzog, Frick von Chini, Frick Mauthner, Ernst von Wolzogen, Busch, Trojan.

ihm auf die Brust, und bewußtlos brach er in seinem Sessel zusammen.

Nach eilte seine Gattin ihm zu Hilfe, Camille stürzte fort nach einem Arzt, und Almée suchte ihn durch Wasser-ausschläge ins Leben zurückzurufen, doch vergeblich; er regte sich nicht mehr.

XIX.

Die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or, sowie Belfort waren von der Waffenstillstandskonvention von Versailles angeschlossen worden, und wurden daher die Vorkämpfer dort unabhängig vom Waffenstillstand fortgesetzt.

General Manteuffel, der am 12. Januar in Gbatikon den Oberbefehl über die aus dem 2., 14. und 17. Korps neu gebildete Südmarmee übernommen, hatte, die Lage mit scharfem Blicke erfassend, sich die Vernichtung der unter General Bourbaki stehenden letzten Feldarmee Frankreichs zur Aufgabe gesetzt; wohl erwägend, daß ihr Durchkommen nach Lyon hin den Widerstandsfähigkeit Frankreichs aufs neue ansetzen, jedenfalls aber die Friedensverhandlungen bedeutend erschweren müsse. Von diesem Entschluß geleitet, mußte er nach Lage der Dinge, soweit sie ihm bekannt waren, den früheren Plan, auf dem kürzesten Wege eine direkte Verbindung mit General Werder herzustellen, aufgeben. Alles kam jetzt darauf an, den zurückgehenden Feind von seinen wichtigen Verbindungen mit Lyon und den Verstärkungen, die er von dort erwartete, abzusprengen, ihm also auf all seinen Rückzugswegen zuvorzukommen und ihn in die unwirtlichen Gebirge an der Schweizer Grenze zu drängen, wo er entweder die Waffen strecken oder sich auf das Gebiet der neutralen Schweiz retten und dort internieren lassen mußte.

Um dem Gegner jeden Rückzug auf französisches Gebiet abzuschnitten, beschloß daher General Manteuffel, zwischen Dijon und Besancon durchzumarschieren und erteilte dem Korps sofort seine Dispositionen. — Ein kühnes Wagnis, aber es gelang.

Unterdessen konzentrierte Bourbaki seine Streitkräfte um Besancon und zwar in sehr günstiger Stellung, aber in seinem Hauptquartier war alle Energie erloschen. Der Oberbefehlshaber, der seine Vernichtung vorausah, war in tiefe Melancholie verfallen, und in solcher Verfassung

griff er im Gefühl seines Unglücks und des Unglücks Frankreichs zum Revolver und schloß sich eine Kugel durch die Schläfe, die ihn aber nicht tötete, sondern nur unfähig machte, den Befehl weiter zu führen. Diesen übernahm nun General Clinchant.

Das 2. und 14. Korps hatte die ihnen vorgeschriebenen Bewegungen mit solcher Präzision vollzogen, daß schon am 23. abends deutlich zu erkennen war, wie sich der Gortel um die französische Ökonomie von drei Seiten zusammenfügte und mit jeder Stunde enger wurde, ähnlich wie seinerzeit bei der Armee Mac Mahons in den letzten Tagen der Katastrophe von Sedan. So wie sich damals an die belgische Grenze gedrängt sah, so jetzt die französische Ökonomie an die Schweizer Grenze.

Am 29. Januar erhielt General Manteuffel ein Telegramm des Generals Molke aus Versailles, das ihn über die Kapitulation von Paris und die Waffenstillstandsverhandlungen informierte.

Speziell war darin gesagt: Die Departements Côte d'Or, Doubs und Jura seien bis zur Entscheidung angeschlossen, ebenso die Belagerung von Belfort. Sofort nach Empfang dieser Depesche erhielt er daher seine Dispositionen an die Armeekorps und bestimmte den 1. Februar zum Hauptangriff auf den Feind. Die Südmarmee sollte konzentrisch gegen Pontarlier vorrücken und den Gegner über die Schweizer Grenze zwingen. Deßhalb von Pontarlier, wo die Steilwände des hohen Jura aufsteigen, kam es jedoch noch einmal zu einem blutigen Kampfe. Dort hatte General Clinchant, um den Abzug seiner Armee nach der Schweiz zu decken, eine ungemein starke Artilleriebesetzung genommen, welche durch General Billot mit mehreren Divisionen des 18. Korps, das sich relativ noch in der besten Verfassung befand, heldenmütig verteidigt wurde.

Bei solcher Lage gebot es sich von selbst, den Feind durch Umgehung seiner Flügel zum weiteren Abzuge zu nötigen. Diese wurde denn auch eingeleitet, doch bei herbeidringender Dunkelheit das sehr verlustreiche Geschäft abgebrochen. Nur der Brigade Droffel gelang es, in der Nacht dem Feinde noch den wichtigen Strassentoten bei La Clouse zu entreißen und damit den letzten Erfolg zu errufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unterhaltungsblätter im trivialen Sinn ist es, was nach wir in dieser schweren Zeit verlangen; aber vielen wird es ein Bedürfnis sein, sich über die unaufhörliche Spannung, in der wir in der Heimat die Tage des Krieges verbringen, zu erheben in jener beruhigenden Sammlung, die der Umgang mit echter, erfrucht Kunst mit sich bringt. Und wir verlangen in einer Zeit, da das deutsche Wesen von allen Seiten geholt und angegriffen wird, noch solcher Kunst, in der gerade die vielgeschmähte und -verleumdete deutsche Art sich rein und lauter ausdrückt. Dieser Forderung des Tages entspricht in vollem Sinn die Dichtung Ernst Jahn's, des Schweizer Dichters, der nie den innigen, durch die besten Geister seines Landes beglieten Kulturzusammenhang zwischen der deutschen Schweiz und dem „Reich“ verkannt oder verleugnet hat. Ein neues Buch von Ernst Jahn bezaubert wir darum heute nicht um des Reizes der „literarischen Neuheit“ willen, sondern mit tieferem Anteil, und umso freudiger, als die in diesem Band vereinigen fünf Novellen Schöpfungen von hohem, eigenartigem Kunstwert sind.

Führer und Soldaten. Federzeichnungen von Carl Bauer. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. 1. Kaiser Wilhelm II. — 2. Der Reichstagspräsident. — 3. Der deutsche Kronprinz. — 4. Der Kronprinz von Bayern. — 5. Herzog Albrecht v. Württemberg. — 6. Generalstabschef von Moltke. — 7. Generaloberst von Hindenburg. — 8. General von Gumbel. — 9. Großadmiral von Tirpitz. — 10. Graf von Zeppelin. — 11. Kaiser Franz Josef. — 12. Generalstabschef von Sodenstorf. — (28x36 Bmtr.) 1914. Einzelblatt 1. — 50. 12 Blätter in geschmackvoller Gestealtmappe 1. 2.50. Postkarten mit verkleinelter Niederlage der Mithras 1. — 10. vollständige Reihe in künstlerischem Umschlag 1. 1. — Rahmen, zu den Kunstblättern passend (28x36 Bmtr.) von 1.50 bis 3.50.

Schriftleitung: Bernhard Grothaus. Verantwortlich für deutsche und ausländische Postzeit: B. Grothaus; für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltung und volkswirtschaftlichen Teil: E. C. Eisenberger; für Stadt- und Landnachrichten, Gericht und Sport: E. Diegel; für die Anzeigen: E. Schuber; sämtlich in Wiesbaden. Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Erlaubnis: E. Niedner in Wiesbaden).

Es wird gebeten, Briefe nur an die Schriftleitung, nicht persönlich, zu richten.

Während der Kriegszeit: 2335

Uniformen, Militär-Pelze.
Fr. Vollmer, Museumstrasse 3.

Jorman
gegen Schnupfen
Dose 30 Pfg.

Gedenket der hungernden Vögel!

Streuet ihnen Küchenabfälle und Körner als Futter! Auf den Straßen finden sie zu wenig.

griff er im Gefühl seines Unglücks und des Unglücks Frankreichs zum Revolver und schloß sich eine Kugel durch die Schläfe, die ihn aber nicht tötete, sondern nur unfähig machte, den Befehl weiter zu führen. Diesen übernahm nun General Clinchant.

Das 2. und 14. Korps hatte die ihnen vorgeschriebenen Bewegungen mit solcher Präzision vollzogen, daß schon am 23. abends deutlich zu erkennen war, wie sich der Gortel um die französische Ökonomie von drei Seiten zusammenfügte und mit jeder Stunde enger wurde, ähnlich wie seinerzeit bei der Armee Mac Mahons in den letzten Tagen der Katastrophe von Sedan. So wie sich damals an die belgische Grenze gedrängt sah, so jetzt die französische Ökonomie an die Schweizer Grenze.

Am 29. Januar erhielt General Manteuffel ein Telegramm des Generals Molke aus Versailles, das ihn über die Kapitulation von Paris und die Waffenstillstandsverhandlungen informierte.

Speziell war darin gesagt: Die Departements Côte d'Or, Doubs und Jura seien bis zur Entscheidung angeschlossen, ebenso die Belagerung von Belfort. Sofort nach Empfang dieser Depesche erhielt er daher seine Dispositionen an die Armeekorps und bestimmte den 1. Februar zum Hauptangriff auf den Feind. Die Südmarmee sollte konzentrisch gegen Pontarlier vorrücken und den Gegner über die Schweizer Grenze zwingen. Deßhalb von Pontarlier, wo die Steilwände des hohen Jura aufsteigen, kam es jedoch noch einmal zu einem blutigen Kampfe. Dort hatte General Clinchant, um den Abzug seiner Armee nach der Schweiz zu decken, eine ungemein starke Artilleriebesetzung genommen, welche durch General Billot mit mehreren Divisionen des 18. Korps, das sich relativ noch in der besten Verfassung befand, heldenmütig verteidigt wurde.

Bei solcher Lage gebot es sich von selbst, den Feind durch Umgehung seiner Flügel zum weiteren Abzuge zu nötigen. Diese wurde denn auch eingeleitet, doch bei herbeidringender Dunkelheit das sehr verlustreiche Geschäft abgebrochen. Nur der Brigade Droffel gelang es, in der Nacht dem Feinde noch den wichtigen Strassentoten bei La Clouse zu entreißen und damit den letzten Erfolg zu errufen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Kavallerie.

Von unserem militärischen G. R. - Mitarbeiter.

Die Rede des Kaisers vom 1. November über und an die Kavallerie, die die in diesem Kriege neu an diese Waffe herangetretenen Aufgaben und ihre höchsten Anerkennung werte Lösung mit Spaten und Karabiner nicht nur, sondern auch im Ansturm zu Fuß, hervorhob, aber auch Rückkehr zu mehr ihrer Eigenart, der Schnelligkeit und Wucht im Gebrauch der blanken Waffe, entsprechend in Aussicht stellte, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit in diesem Augenblick auf unsere Reiterei. Dies umso mehr, als, wie einmal die Geschichte des Krieges in ihren Einzelheiten und Schlussfolgerungen dokumentarisch beweisen wird, unsere Kavallerie gerade jetzt die Erfüllung erst einer Verteidigungs-, dann einer Angriffsaufgabe mit Spaten und Karabiner hinter sich gebracht hat, die auch für ihr, wenn wir so sagen dürfen, infanteristisches Können in Verbindung mit Artillerie, die zäheste Bodenbehaftung und höchsten Bodengewinn im großen Stil auf einer breiten Kampffront, laut Zeugnis ablegt. Was an Einzelheiten aus der bisherigen Kriegsführung im Ost und West bis jetzt bekannt geworden ist, läßt schon heute die unwiderlegbare Behauptung aufstellen, daß nur die deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie bisher nach modernen Grundsätzen verwendet worden und verfahren ist. Bei der französischen, russischen und britischen haben die in den Vorschriften dieser Länder niedergelegten zutreffenden Fingerzeige für die Kavallerie in der Praxis keine Anwendung gefunden, bezw. harten Wandel erfahren. Sache der Heereskavallerie ist, nach den Vorschriften aller genannten Nationen, wie bei uns, bei Aufmarsch und Operationen die strategische Aufklärung, dazu Ausdehnungsfeldschlagen der feindlichen Kavallerie, Durchdringen bis zu den feindlichen Marschkolonnen, Festhalten dieser und Veranlassen zur Entfaltung, wenn nötig im Fußgefecht mit Karabiner, Maschinengewehren, reitender Artillerie und Radfahrtruppen, andererseits Verschleiern der eigenen Bewegungen, Schutz der eigenen Mobilmachung und des Aufmarsches.

Während die deutsche Armee noch ihre Mobilmachung vollendete, sehen wir deutsche Kavalleriemassen aufklärend schon die Maaslinie bei Vixhe auf einer selbstgebauten Pontonbrücke unter dem dorthin und selbst bis auf niederländisches Gebiet reichenden Feuer des Vältischer Forts Pontisse überschreiten, treffen wir auch bei Bisse Kavallerie, welche in Vältich einrückend, auch südlich von Vältich Reitermassen, die nach Süden vordringend, die eigenen Bewegungen verschleiern, französische und belgische Kavallerie in den seltenen Fällen, in denen sie sich in etwas größeren Verbänden zeigt, vor sich ausweichen sehend. Vom 12. Aug. ab kommen deutsche Reiterkörper mit Vortruppen in Gefechtsführung, die von der belgischen, in der allgemeinen Linie Dittignies-Löwen-Archot (hinter Dole und Dember) zu suchenden Hauptstellung vorgehoben waren, drohen von Boura Leopold-Herentals-Tourhout her den Belgieren von Norden aus auf die rückwärtigen Verbindungen zu gelangen. Wenn auch deutsche, den Reitermassen folgende Marschkolonnen unzweifelhaft auf den Entschluß eingewirkt haben, so darf man doch ohne Uebertreibung sagen, daß in der Hauptsache nur Kämpfe der belgischen Armee mit großen deutschen Reiterverbänden stattgefunden haben, als diese voll gefechtsfähige und wohl 150.000 Mann zählende Armee die Rückwärtsbewegung auf Antwerpen am 18. Aug. untrat. Der Tätigkeit des großen Kavallerieverbandes von der Marwitz vor unserem rechten Operationsflügel hat der

Bericht des Generalquartiermeisters in der Geschichte des Krieges in anerkennendster Weise schon ein Denkmal gesetzt. Vanzenträger dieses Reiterkorps haben als erste die Tärne von Paris erblickt. Aus dem Bericht des britischen Oberkommandierenden Dreyer — und zwar aus den zweifellos hart geschriebenen für die Veröffentlichung — wissen wir, daß am 22. August, neben einer starken britischen Kavalleriedivision und selbständigen Brigade, das Kavalleriekorps Sordet zu drei Divisionen, letzteres auf dem linken Flügel der V. französischen Armee, in der allgemeinen Linie Charteori-Binche-Rous-Condé stand. Das waren zusammen mindestens 4 Kavalleriedivisionen, bei der Stärke der Briten etwa 18.000 Pferde. Von weit vorgeführer Heereskavallerie, von Versuchen, die gegenüberstehende deutsche Kavallerie aus dem Felde zu schlagen, Aufklärung zu erzwingen, Aufhalten der feindlichen Kavallerie oder gar der deutschen Marschkolonnen durch die französisch-britischen Reitermassen erfahren wir nichts. Das Ergebnis war die mangelhafte Orientierung des britischen, wie des französischen Oberführers über den Gegner, dessen Erscheinen am 23. August überraschend erfolgend, zum Rückzug auf der ganzen Linie veranlaßte. Von einem erfolgreichen Dedern des französisch-britischen nun folgenden Rückzugs durch Kavalleriemassen lesen wir nichts. Aus dem Bericht des britischen Oberkommandierenden erhebt man aber, daß deutsche Kavallerie unausgeseht Franzosen und Briten an der Klinge blieb. Sollte hier deutsche Kavallerie, ab und zu wenigstens, etwas mehr zusammengehaltene Reiterverbände vor sich, die, abgesehen von zwei belgischen und britischen, bald in Trümmer geschlagenen Kavalleriebrigaden, freilich Entscheidungen im Reiterkampfe auszuweichen sind, so traf sie an anderen Stellen auf völlig andere Bilder. Große wuchtige Reiterkörper fand sie zusammengehalten dort nicht. Die deutsche Aufklärung ließ auf lang auseinandergezogene dünne französische Linien, gemischt aus Kavallerie und Infanterie zum Grenzschutz, Schutz des Aufmarsches und Verschleiern der Bewegungen, die, gut versteckt, Zugänge frei und Patrouillen durchließen, um sie dann von rückwärts abzuweichen. Zwangen die langen dünnen französischen Fronten die Patrouillen auch zu manchen Umwegen, fiel auch mancher Patrouillenkrieger den Hinterhalten zum Opfer, dem Druck der deutschen Reitermassen waren bei der Zerstückelung auf ungeheuren Fronten der deutschen Heereskavallerie nicht entgegenzusetzen, die französischen Karabiner genügten aber nicht, den rückwärts mit blanker Waffe angreifenden deutschen Reitern die Erfüllung ihrer Aufklärungsaufgabe zu unterbinden, die bis dicht an die französischen Heeresmassen heranlag. Was sich später bei größeren Reiterzusammenstößen gezeigt hat, das trat schon bei der Aufklärung hervor, eine gewisse Scheu französischer Kavallerie vor dem Zusammentreffen mit der rückwärts ihre blanke Waffe auch gegen Ueberlegenheit gebrauchenden deutschen, auch ihren tollkühnen Führern ohne Zaudern folgenden Reiterei.

Man glaube nicht, daß es die ganze allein war, welche die in Frankreich selbst so hoch gerühmte Kavallerie über die vor dem Kriege das laute verkündete Selbsturteil dahin lautete, daß sie, dank ihrer Organisation in Divisionen schon im Frieden, der Beigabe von Radfahrtruppen, Maschinengewehren, reitenden Batterien und Infanterie, Ausbildung und Übungen der deutschen unbedingt überlegen sei den Kampf gegen die deutsche Kavallerie mit blanker Waffe möglichst vermeiden ließ, da, kürzestens angenommen, die Regimenter der französischen Kavallerie-

divisionen ja auch selbst die Lanze führen. Die rücksichtslose Energie und Wucht der deutschen Attaden haben, wie der 4. Oktober lehrte, wie Dagebrou, wo der von großen französischen Reitermassen gemachte Versuch, in die rechte Flanke und den Rücken der Deutschen zu gelangen, scheiterte, befundete, wie das Aufsteigen der britischen Kavallerie zeigte, auch an Zahl überlegene Gegner über den Haufen geritten und den Ansturm gegen kampffähige Infanterie nicht scheut. Im Osten, wo die gewaltigen russischen Kavalleriemassen, die nach französisch-britischen Phantasien bald nach Kriegsbeginn Deutschlands Pluren übersütten und unbedingt nach Berlin die Bahn brechen sollten, in unerwarteter Weise versagten, hat unsere Kavallerie immer nur gegen eine ungeheure Ueberlegenheit gekämpft. Mit welchem Erfolge, wird, von dem Herumschlagen einer Kavalleriedivision mit den gegen die Grenze aufmarschierenden russischen Reitermassen vom Beginn bis Zochaczew und vor wenigen Tagen Koso und östlich von Kallisch und bei Pilsken, ein die Ehrentafel unserer Kavallerie in diesem Kriege verzeichnen. Wo russische Reitermassen in Reichweite deutscher Infanterie, Kavallerie oder Artillerie gelangten, sind sie, Berge von Leichen hinterlassend, zurückgehoben. Der an Zahl erdrückend überlegene, im eigenen Lande operierende russische Reiterhwal ist auch bei der Rückwärtsbewegung aus der Linie Zwangorod-Warschau zur Neugruppierung der deutsch-österreichischen Streitkräfte nicht ein einziges Mal imhände gewesen, störend auf die rückwärtigen deutschen Verbindungen einzuwirken, die in dem Lande mit wenigen Bahnhöfen und an die Urazeit erinnernden Wegeverbindungen doch wahrlich empfindlich genannt werden müssen. Als eine Glanzleistung unserer Kavallerie und als einer der Gründe, die zu den Erfolgen von Ripno-Mod. Wlozawet-Rutno-Podzmah man die weiserhafte Verschleierung der Neugruppierung der Hindenburgischen Armeen bezeichnen. Gewaltig überlegener russischer Kavallerie ist der Einblick verwehrt worden, die russische Oberführung tappte im Dunkeln und wurde namentlich durch den Einbruch in den rechten Flügel ihrer Hauptarmee südlich der Weichsel völlig überrascht. Hindenburg war dagegen über die russische Kräfteverteilung genau und zeitig unterrichtet. Genau so geeignet wie für das rücksichtslose Dreingehen bei der Attade die rasche Verfolgung, das Auspähen des Gegners und Unternehmungen gegen seine Flanke und seinen Rücken, die ihn aus Vorsicht zuweisen Stellungen aufgeben ließen, hat sich die deutsche Reiterei für die außerordentlich schwierige Aufgabe der Deckung der großen Rückwärtsbewegung, besonders des rechten Flügels, auf der Linie Paris-Verdun in diejenige Complicane-Verdun erwiesen. Die abschließende Kraft der deutschen, von reitender und fahrender Artillerie, Maschinengewehren und Radfahrern unterstützten Reitermassen, die auch die Feuerkraft ihres guten Karabiners ausnützten, Welle nach Welle, Abschnitt nach Abschnitt verteidigten, hat dem Nachdrängen der Briten und Franzosen dauernd neue Riegel vorgeschoben, es den eigenen tiefen Kolonnen ermöglicht, in vollster Ordnung, Sicherheit und Ruhe die rückwärtigen Bewegungen auszuführen, die Verhärkung der Stellung hinter der Maas soweit zu fördern, daß sie baldigt trotz dem Gegner die Stirne bot. Friedensschulung und Reitergeist, frischer Wagemut im Gewinn und größte Zähigkeit im Festhalten des Bodens, endlich der Glaube an und der feste Wille zum Erfolge haben unserer Kavallerie bis jetzt eine unbestreitbare Ueberlegenheit über die an Zahl auf jedem Kriegsschauplatz weit härtere unserer Gegner gegeben.

Weihnachts-Verkauf

zu herabgesetzten Preisen.

Herbst- und Winter-Mäntel Jackenkleider

Besuchs-Kleider, Blusen, Morgenröcke etc.

Viele tausend Meter Reste u. Abschnitte von Kostümfstoffen, Kleiderstoffen, Waschstoffen etc., sind zu ausserordentlich billigen Preisen ausgelegt.

J. HERTZ

Langgasse 20.

Herren-Anzüge, Paletots, Ulster, Loden-Mäntel, Regen-Mäntel, Gummi-Mäntel,

Beinkleider, Hausjoppen, Lodenjoppen, Schlafrocke

in enormer Auswahl neu eingetroffen und in jeder Grösse und Preislage fertig am Lager.

Jünglings- und Knaben-Kleidung in geschmackvoller Ausführung.

Gebrüder Dörner,

Mauritiusstrasse 4.

Auswahlsendungen sofort überall hin.

Alleinige Fabrikanten der weltberühmten wasserdichten Kaiser-Weste »Jopie«.

Preis 7.—, 15.—, 28.—, 31.— Mk.



Spendet Weihnachtsgaben für unsere Truppen!

Unter tatkräftiger Unterstützung des stellvertretenden Generalkommandos in Frankfurt a. M. sind organisatorische Vorarbeiten getroffen, um eine gerechte Verteilung aller im Gebiet des 18. Armee-Korps gesammelten Weihnachtsgaben herbeizuführen, sodaß in erster Linie die bisher wenig oder garnicht bedachten Truppenteile versorgt werden.

Die mit der Liebestätigkeit für unsere Krieger in Darmstadt (Großherzogtum Hessen), Frankfurt a. M. (Stadt und Land) und Wiesbaden (Stadt und der gesamte übrige Regierungsbezirk) sich befassenden Vereine haben sich zu einem gemeinsamen Vorgehen vereinigt. Sämtliche Gaben aus den genannten Bezirken werden in Frankfurt gesammelt und von dort aus unter Unterstützung des Generalkommandos in Sonderzügen zu den in Betracht kommenden Truppen unter Begleitung hingebracht.

Aus eisenbahntechnischen Gründen kann auf diese Weise allein jedem Krieger eine Weihnachtsgabe zugeführt werden.

Viele Gaben, insbesondere Weihnachtspakete, sind bei uns schon eingegangen. Wollen wir aber nicht hinter Darmstadt und Frankfurt zurückstehen, dann bleibt noch viel zu tun übrig.

Wir bitten dringend noch um umgehende Zusendung von warmen Wollsachen (Handschuhen mit Fingern!), vor allen Dingen aber um Zigarren, Zigaretten und Tabak. Außerdem sind erwünscht Lebkuchen, Schokolade, Kekse, Zigarrentaschen, Pfeifen, Tabakbeutel, Schreibzeug, Papier, Bleistifte, Taschenlampen, Taschenmesser, Kerzen, Mundharmonikas.

Diese Gaben bitten wir in den Annahmeräumen des Roten Kreuzes, Abteilung III, Schloß Mittelbau, Werktags entweder zwischen 9—1 oder 3—6 Uhr abzugeben.

Jede kleine Truppeneinheit, wie Kompanie, Schwadron usw. soll ihre gemeinsame Gabensendung und ihren Weihnachtsbaum erhalten. Der Führer verteilt die Gaben und sorgt dafür, daß auch die Einsamen etwas erhalten, denen aus der Heimat niemand etwas sendet.

Wo sich schon Vereinigungen gebildet haben, um für besondere Truppenteile zu sammeln, bitten wir sie **dringend**, sich mit uns zu verständigen.

Mit Hilfe des Generalkommandos sind wir imstande dafür zu sorgen, daß die Gaben auf dem von der obersten Heeresleitung vorgeschriebenen Wege an die Truppen gelangen.

Die Mitunterzeichneten schließen sich dem gemeinsamen Vorgehen an und befürworten es in jeder Beziehung.

Also: Helft alle dafür sorgen, daß die Wiesbadener Weihnachtsgaben dem Namen unserer Vaterstadt auch Ehre machen und daß kein Soldat am Weihnachtsfest die Gabe aus der Heimat schmerzlich vermisst. Auf allen unseren Sendungen ist es kenntlich gemacht, daß die Weihnachtsgaben aus Wiesbaden kommen.

Wiesbaden, den 20. November 1914.

Für die Stadtgemeinde Wiesbaden:
Gläffing, Oberbürgermeister.

Rotes Kreuz Abteilung III Wiesbaden
Schloß Mittelbau.

2439

Für die sämtlichen Formationen der Regimenter 80 und 27:
Frau Oberst v. Hake, Frau Oberst Rott, Frau Oberst Rumschöttel, Frau Oberstleutnant Klotz, Frau Major Pegel.

Die Hände auf für Liebesgaben.

22. Gabenverzeichnis.

Es gingen weiter ein für die Zentralkasse der Sammlungen für die freiwillige Hilfsleistung im Kriege, Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden, in der Zeit vom 14. November bis einschließlich 20. November 1914:

Frau Abegg (6. Gabe) für Weihnachtsgaben: für die Marine 100 M., für die Luftschiffer 100 M., für den Kriegslindergarten 50 M., für die Gebälde 50 M., für die Krieger im Felde 100 M. — Baronin d'Ablains 300 M. — Altdentscher Verband Beitrag Dr. H. 10 M. — Moritz Ardenhold (Quartiergehalt) 21 M. — Aus einem Geschäftsveraleich 150 M.

Durch das Bankhaus Marcus Berlö u. Cie. gingen ein: Dr. Iris Berlö (4. Gabe) 300 M., Geheimar Bergerat Reutlein für Weihnachtsgaben 500 M., General von Lenke 50 M., Oberstleutnant Winter 20 M., Frau Oberstleutnant Winter 10 M. — Frau Lehrer Becker 5 M.

Durch die Deutsche Bank Wiesbaden gingen ein: Adolf Rens 200 M., Dr. Zeitlin 20 M.

Erlös zu Gunsten des Roten Kreuzes 430 M. — Käter Erlös aus dem Verkauf von 100 Gelbbörten der Birma Führer 25 M.

H. S. 10 M. — H. P. 10 M. — Verlag Braunkapital Berlin für 400 abgekoppelte Zeitschriften 20 M.

G. D. 55 M. — H. B. Göbel (4. Gabe) 200 M. — Frau S. Göbel 200 M.

Geßelmann 20 M. — S. Senmann 100 M. — Dr. Hoffmann (Kurländer) für Marine 50 M., für Krieger im Westen 100 M., für Krieger im Osten 100 M., für Garderegiment 100 M.

J. E. 30 M.

Professor Dr. R. 30 M. — R. B. 10 M. — Frau von Ramph für Weihnachtsgaben 50 M. — Bläse Keiser, Webernasse, 460 M. — Frau Koch 40 M. — Frä. J. Kraft 200 M. — Frä. L. und W. Kremer für die Marine 10 M. — Frau Kremer für die Kasernette 15 M., für warme Unterkl. 25 M.

Anton Lieben 10 M.

M. P. 5 M. — Durch die Mitteldutsche Creditbank gingen ein: Sigmund Salomon (monastische Gabe) 20 M., Dr. Werbot, Handelskammerfonditus (4. Gabe für warme Unterkleidung) 50 M. — Rentner Ruch 10 M.

P. G. für warme Unterkleidung 3 M.

Heinrich Nabinowitsch 5 M. — Otto Randebrod aus Saaga (Holland) 500 M. — Rentner Eugen Rudolph (4. Gabe) 100 M. — G. Runken (5. Gabe) 2000 M.

Sammlung von Frau Rittmeister Schrader wie folgt: Frau Meyer 3 M., Frä. Deutemann 3 M., Frä. Henrich 3 M., Frä. Lohberger 3 M., Herr Dack 3 M., Frau Rinor 3 M., Frau Zehls 1 M., Frä. Schönbols 2 M., Herr Blum 5 M., Gebr. Baum 10 M., Frau Persig 1 M., Herr Werner 10 M., Herr Roemer 3 M., Herr Dersch 10 M., Frau Schrader 2 M., Frä. Wittgenstein 2 M., Herr Vintaraff 3 M., Herr Gasteier 2 M., Herr Gottschall 2 M., Herr Gattemer 3 M., Herr Groll 5 M., Herr Weigand 1 M., Herr Ebnien 3 M., Herr Ruauß

3 M., Frä. Neube 100 M., Frau Rittmeister Schrader 100 M., Antiarat Romeih 10 M., Frau Deuker 3 M., auf. 299 M., Frau L. Seuffert (5. Gabe) 100 M. — Frau Laura Siller 100 M. — Frä. P. Schemel 3 M. — Frau Schmidt für warme Decken 5 M. — Frau Professor Schnäbder Weihnachtsgabe 10 M.

Ungeannt für Weihnachten 300 M. — Louise Wener (2. Gabe) für Weihnachtsgabe im Felde 100 M.

Verlauf patriotischer Karten und Vieder 250 M. — Konrad Bolmar 100 M. — Durch den Vorhauß-Verein zu Wiesbaden gingen ein: Sofie, Louis, Lena und Gerhard Franke 555 M., Heinrich Bieder 10 M., Frau Emma Willich 20 M., Deins Gorrens 2. und 3. Gabe 20 M.

Bertapier R. Sch. Hypros Staatsanleihe über 500 M. mit Zins- und Erneuerungsscheinen.

Wiesbadener Tagblatt-Sammlung 230 M., für Krieger im Felde 50 M., für Kriegslindergarten 25 M., für Kriegsfürsorge 5 M. — Winter, Alwinstraße 9, 500 M.

Einnahme am 14. November 1914	771.— M.
Einnahme am 16. November 1914	304.30 M.
Einnahme am 17. November 1914	3314.19 M.
Einnahme am 19. November 1914	1957.— M.
Einnahme am 20. November 1914	550.— M.
Einnahme der vorerwähnten Banken	1225.85 M.

Gesamtsumme der bis jetzt eingegangenen Beträge: 734 276.77 Mk.

Wegen etwaigen Berichtigungen von Fehlern, die in vorstehender Liste unterlaufen sein sollten und die sich leider nicht immer vermeiden lassen, genügt eine kurze Notiz an das Bureau der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime, Friedrichstraße 27.

Wir bitten **dringend** um weitere Gaben.

2441

Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden.

Hofmann's Weihnachts-Vorverkauf

Weihnachts-Wäsche sowie Geschenk-Artikel

für Familienangehörige — für Angestellte — für Wohltätigkeitszwecke
auf Extra-Tischen ausgestellt, werden bis 1. Dezember zu aussergewöhnlich billigen Weihnachts-Preisen verkauft!

Zu Weihnachtsgaben für Angehörige im Felde geeignete prakt. Artikel in vielen Preislagen! Vom 23. bis 30. d. M. 5-Kilo-Feldpost-Pakete zulässig.

Auf elegante **10%** Damen-Wäsche
jetzt **Nachlass.**

Leinenhaus

Georg Hofmann

Langgasse 37

Fernsprecher 6164

Der Deutsche Kronprinz wünscht

für unsere im Felde stehenden Krieger

Gute Weine, Kognaks, Arrak, Rum,

möglichst öfters und in kleinen Quantitäten!

Demzufolge habe ich folgende Feldpostbriefe eingeführt.

Rheinweine	Mk.	—35	—45	—55	Preise einschliesslich Fläschchen und Verpackung. Porto 10 Pfg.
Moselweine		—35	—45	—55	
Deutsche Rotweine		—40	—50	—60	
Kognak, deutscher			—80	1.—	
Arrak und Rum				—80	
Sherry, Portwein, Madaira, Malaga u. Vermouth				—65	
Advocat (Elerkognak)				—80	

sehr zu empfehlen.

4579

August Engel

Hoflieferant

Taubenstrasse

Wilhelmstr., Ecke Rheinstr.
Gegenüber der Ringkirche.

Auf Weine in 1/2 und 1/4 Flaschen, welche als Liebesgaben durch mich ins Feld
oder an das Rote Kreuz gesandt werden, vergüte ich 15% Rabatt.

Persil

reinigt und desinfiziert

Krankenwäsche

Henkel's Bleich-Soda

Mitteldeutsche Creditbank

— Kapital und Reserven 69 Millionen Mark —

Filiale Wiesbaden.

Friedrichstrasse 6

Telephon 66 u. 6604.

Günstige Verzinsung von Bareinlagen.

— Vermögensverwaltung. —

Schränkfächer unter Mitverschluss des Mieters.

Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäftl. Angelegenheiten.

1419

Den Interessenten möchten wir kennen

lernen, der gerade ein Fahrrad, eine Nähmaschine oder sonstige Zubehör- und Ersatzteile hierzu gebraucht. Vollwertige Fabrikate in jeder Preislage. Fahrräder mit Klingel, Lager, Nähmaschinen aller Systeme, auch Hobbins, Zubehörteile wie Reifen, Ventile, etc. etc. etc. in grösster Auswahl. Preislisten auf Anfrage. Vertreter gesucht.

Deutsche Fahrradwerke Sturmvoegel, Gebr. Grütner
Berlin-Halensee 232. G. R. 1a

Pelzwaren

in grösster Auswahl, zu bekannt billigen Preisen.

4889

Wilh. Schrep Wwe.,

Kein Laden. Taunusstrasse 19, I. Kein Laden.



J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6

— Telephon 59 —

Hof-Spediteure
des KaisersSr. Majestät
und Königs

Möbeltransporte von und nach allen Plätzen

Umzüge in der Stadt

Uebersee-Umzüge per Luft ohne Umladung

Kostenanschläge gratis.

1790

Heidschnudenfleisch

Wird wie Fleisch, leicht zu kochen, billiger als Fleisch, 90% Fett, netto, halb Braten, halb Kochfleisch, einschl. Porto und Verpackung Mk. 8.25. Versand unter Nachn. B. Heino, Hoflieferant, Pflanzmühl 25 bei Schneeverbindungen (Küchen, Heide). D. 21

Gebrauchte *2398
Ideal-
Schreibmaschine,
fast neu, zu vt. Off. u. Nr. 447
an die Geschäftsstelle d. Sta.

B. Langens Physikalisch-medizinische Heilanstalt

Schusterstrasse 54 MAINZ gegenüb. d. Warenh. Tietz.

Spezialbehandlung langwier. Leiden jeder Art.

Spezialkur bei: Hautleiden, trock. u. nass, Flechten, Gesichtspickel, Nasenröte, Furunkulose, Beimgeschw.

Spezialkur bei: Geschlechtsleiden, frische und chronische, auch veraltete Harnröhrenleiden, Ausflüsse bei Frauen, Unterleibsleiden, Vorsteherdrüsenentzündung, Samenfluss, Nervenzerrüttung, Mannesschwäche, Folg. jugendl. Verirrungen.

Spezialkur bei: Lungenleiden, Hust., Heiserk., Verschleimung, Asthma, Blutsp., Nachtschweisse, Bronchial-, Hals-, Nasen-, Rachen- und Lungenkatarrh.

Spezialkur bei: Tuberkulose, Lungen-, Knochen-, Haut- und Gelenktuberkulose, Fisteln, Geschwüre, Drüsenleiden, Skrofulose.

Spezialkur bei: Rheumatismus, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Gicht, Ischias, Hexenschuss, Gesichtsschmerzen, sowie alle Arten Nervenschmerzen.

Spezialkur bei: Nervenleiden, nervöse Verdauungsstörungen, Herz-, Schilddrüse- und Gemütsstörungen, kramplartige Zustände (Veitstanz, Lähmungen, Stottern, Schreibkrampf).

Spezialkur bei: Sprechtst. tägl. von 8—8, Sonnt. von 9—1 Uhr.

6873

Spirituosen-Sendungen Weihnachts-Pakete ins Feld

wie: Rum, Kognak, Punsch-Essenzen, Magenbitter, Süsswein etc. kauft man am vorteilhaftesten in dem Spezialgeschäft

2434 **Friedr. Marburg, Neugasse 3.**

Alle Packungen wie: 250 Gramm, 500 Gramm bis 5 Kilo zulässig, auf Wunsch fertig verpackt.

4888

Direkt importierte Havana, Bremer, Hamburger u. Holländer Cigarren, Cigaretten und Rauchtabelle

empfehle in großer Auswahl zu billigen Preisen.

1476 **W. Bickel, Langgasse 20.**

Bekanntmachung.

Die Militärpersonen und insbesondere die verwundet ge-
wesen Krieger werden darauf aufmerksam gemacht, daß künftige
Militärpersonen, welche in hiesiger Stadt eine Privat-
wohnung innehaben oder sich als „Besuch“ bei Verwandten u. Be-
kannten aufhalten, zur vollständigen An- und Abmeldung
gemäß §§ 1—5 der Polizeiverordnung über das Meldewesen vom
26. Februar 1910 verpflichtet sind. Die Säumnisse haben strenge
polizeiliche Befragung und ihre Ueberantwortung an die Militär-
behörde zu erwarten.

Wiesbaden, den 7. November 1914.

Der Polizeipräsident: von Sönd.



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 8.

Wiesbaden, den 22. November 1914.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Das neue Deutschland“, von Karl Alexander von Müller. — „Tagewacht“, von Max Schneckenburger. — „Die Katstochter“, eine friedliche Kriegsgegeschichte von Alwin Römer. — „Im Dienst unserer Verwundeten“, von Johanna Weiskirch (Schluß). — „Der Epton“, eine Geschichte aus Deisterreich von Jens Hornsen. — „Moritz von Nassau und die Schlacht bei Neuport“, von Karl Schütz. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Zuflüge Ede“.

Zum Geleite:

Ich glaube, daß ein vernünftiger Mensch bei ruhiger Ueberlegung niemals einen Krieg beginnt, in dem er genötigt ist, von Anfang an defensiv zu verfahren; was nützen alle schönen Gefühle: jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, schwächt den Sieger und entwertet den Staat. Man soll niemals Feindseligkeiten beginnen, wenn man nicht die schönsten Aussichten hat, Eroberungen zu machen.

Friedrich der Große.

Das neue Deutschland.

Von Karl Alexander von Müller.

In jenen ersten Augusttagen, die nun so weit schon zurückzuliegen scheinen, als die roten Kriegsflammen jählings übers ganze alte Europa hin zusammenschlugen, hat jeden von uns überwältigend das Gefühl überfallen, daß nun die Schwelle einer neuen Zeit sich uns aufthue, daß das Deutschland, in dem unser Volk künftig leben würde, ein anderes sein werde, als das war, in dem wir aufgewachsen. Welch ein Wandel in wenigen Stunden! Schwierigkeiten und Krisen, über die eben noch die Klügsten sich ratlos die Köpfe zerbrochen hatten, fielen mit einem Schlag belanglos zu Boden. Alles Lebendige und Wirksame erschien auf einmal, ungleich gewaltiger noch als in den Freiheitskriegen, in einer einzigen beglückenden Einheit. Es zeigte sich, wie tief unter der scheinbar zerrissenen Oberfläche der demokratischen Einrichtungen das Gemeinsame in unserem Volke sich verankert hatte. Keine Partei, kein Stamm, keine Schicht in der Gesellschaft mehr, die es nicht im Innersten durchdrungen: in hinreichender Stärke ist es in allen Herzen, an allen Orten zugleich durch alle Gegensätze hindurchgebrochen. Diese Stunden besiegelten das Ende einer schwankenden Zeit des Uebergangs; undenkbar, daß sie noch einmal wiederkehren könnte! Neue Möglichkeiten sind uns nun eröffnet, für die wir alle jetzt umlernen: Möglichkeiten der Zusammenfassung und der Befreiung zugleich. So sind in den letzten hundert Jahren das deutsche Bürgertum und der deutsche Staat nach anfänglicher Feindschaft ineinander gewachsen und haben den festen Grund unserer nationalen Macht gelegt. Jetzt soll diese Einheit sich über alle Schichten unseres Volkes ausdehnen und Geist und Staat soll sie gleichmäßig umfassen.

Wir verhehlen uns die Schwere der Aufgabe nicht. Wir haben die Warnrufe der letzten Jahrzehnte nicht vergessen, daß die überfüllte und zerklüftete abendländische Gesellschaft

im ganzen einer schweren Krise entgegenzugehen scheine, daß in dem ungehemmten Streit widerspruchsvoller Weltanschauungen, im Zusammenströmen der Gedanken aller Zeiten und Zonen der ganze alte Boden des abendländischen Geistes schwankte, daß nirgends noch neue große geistige Stützpunkte zu sehen seien, die die unterwühlten alten ersetzen könnten. Wir ahnen wohl, daß die jetzige ungeheure Erschütterung Europas einen entscheidenden Abschnitt auch in diesem umfassenderen Vorgang bilden wird und daß jetzt vielleicht die Nationen für eine neue Epoche der Geschichte gewogen werden.

Aber eben hier stählt uns, was wir erleben durften, mit hoher Hoffnung. Unser schwereres Wesen bedarf der großen Stürme, um in seinen Tiefen aufgerüttelt zu werden. Wieder einmal erwies sich in der Stunde der Probe unser Volk heldenhafter und größer, als der gewöhnliche Anblick seines Daseins vermuten ließ.

Der nationale Staat, um dessen Inhalt unsere Besten seit einem Jahrhundert gerungen hatten, war doch ein Sammelpunkt von unvergleichlicher Stärke und Lebendigkeit. Nicht nur die eigene, politische Kraft dieses Staates selbst war fester, innerlicher, tiefer durchtränkt mit allem Guten unseres Wesens, als viele glauben wollten, nicht nur seine vorbereitende, erzieherische Arbeit war überlegener, gewissenhafter, weiter vorausschauend, als wir alle gewußt hatten. Das Volk in diesem Staat, das jährlich sich selbst um beinahe eine Million Menschen und seinen Besitz um etwa eine Milliarde vermehrt, bewahrte in ihm noch, ungebrochener und gewaltiger, als irgendeiner zu hoffen wagte, die Art und das Heldentum seiner Väter.

Wodan wir in den Erinnerungsfeiern der letzten Jahre fast allzuviel in Worten gehört hatten, das haben wir nun alle selbst lebhaftig vor Augen schauen dürfen: das herr-

liche Zusammenströmen aller Kräfte eines Volkes zu einem einzigen Ziel, das Aufgehen aller Verschiedenheiten in wenige einfache, allen gemeinsame, elementare Tüge: die selbstverständliche Wortkraft; Tapferkeit der Männer, den rührenden Opfersinn der Frauen, den grimmigen Hohnmut des Kampfes und den unbezwinglich fröhlichen derben Volkswitz des Lagers. Mit Eichenlaub und Tannenreisig und Rosmarin sind sie alle, alle wieder hinausgezogen wie vor alters, ein einziges singendes Heer von Helden, und in ihren Herzen allen, wie verschieden sie sonst schlugen, wie verschiedene Welten sie sonst in sich bargen, lebte, was in denen der Ahnen schlug: die alte Treue, der alte feste Mut, das alte Gottvertrauen. Wie ein Pulsschlag des tiefsten Lebens ging es durch das ganze Volk. Und wir fühlten es alle: diese Kraft des alten Deutschtums ist uns die beste Bürgschaft für das neue.

Nach Lage und Wesen sind wir die Mitte, der Kern Europas, inniger mit dem ganzen Erdball verbunden und von seinen Schicksalen abhängiger als alle anderen. Keine Naturscheide sperrt unsere Grenzen, unsere beiden größten Flüsse weisen darüber hinaus, quer über den ganzen Kontinent, die Natur selbst hat uns zum Vermittler geschaffen zwischen Nord und Süd und Ost und West. Diese Lage hat unsere Geschichte und unseren Charakter bestimmt. Ein Ebenbild^{*)} des Erdteils im Kleinen, haben wir alle seine Kämpfe und Gegensätze mit durchgestritten, alle haben sie hier miteinander gerungen auf unserem Boden und in unserem Herzen. Oft genug haben sie gedroht, uns zu zersprengen, weil wir nicht hart oder nicht eng genug waren, all diesen Reichtum einer starren Beschränkung aufzuopfern. Aber unser eigenes Wesen war schließlich doch stark genug, alle in ihrer Mannigfaltigkeit schöpferisch in sich zu vereinigten. Wir haben uns selbst gegen diese Einheit zuerst gewehrt, und die albernen Schandworte von „Barbarei“ und „eroberndem Militarismus“, die heute uns alle umgellen, — beschämt gestehen wir's: wir haben sie selbst untereinander gebraucht, bis sie an ihrer eigenen Tüge erstickt sind. Es wird ihnen jetzt nicht besser ergehen.

Wie unser Reich im Innern bei aller geschlossenen Stärke mannigfaltig und reich und frei ist, wie kein anderes, so schwebt uns wohl auch als höheres Ziel des Sieges, wenn Gott ihn uns verleiht, ein Mitteleuropa um unsere Grenzen vor, ähnlich im Notwendigen von Macht und Wirtschaft um den natürlichen Mittelpunkt gesammelt, aber innerhalb des Notwendigen voll bunter Fülle und eigentümlichen Lebens: eine neue Form der alten geschichtlichen Gemeinschaft dieser Länder, eine freiere, menschlichere Ordnung dieses Kerns der alten kontinentalen Staatengesellschaft als die Welt Herrschaft Englands sie in ihrem Bereich zu dulden vermag, das überall nur mehr sich selber kennen will und dienende, rücksichtslos ausgefaugte und benützte Slaven, seien es nun Weiße oder Gelbe oder Schwarze, Feinde oder Freunde.

Wir verweigern ihm diese Dienstbarkeit und wir werden unsere Freiheit vor ihm dauernd zu schützen trachten. Aber wir erstehen nicht, sein Erbe zu sein in Hochmut und Ausbeutung. Uns ist es gegeben, auch in fremden Völkern die Freiheit zu ehren und den Geist der Menschheit, der in jedem von ihnen in seiner besonderen Gestalt sich auswirkt.

Jedes große Volk hat sein eigenes letztes Herzensgeheimnis, seinen Lieblingstraum, in dem es sich die Rätsel der Welt zu deuten sucht und den Glauben an sein eigenes Höchstes, an seine göttliche Sendung in der Geschichte ausspricht. Unser Glaube gründet sich auf ein Doppeltes. Die Wurzeln unseres natürlichen Daseins, glauben wir, reichen tiefer zurück als die anderer Nationen in den alten geheimnisvollen Mutterboden, aus dem die Völker sprießen, reicher und ahnungsvoller, glauben wir, rauscht uns in Ton und Wort und Sinnen der Fluß des ursprünglichen Lebens, ein Naturnahes und Angebrochenes webt uns noch immer in der Kraft unseres alten jungen Volkes. Der Wipfel unseres Volkstums aber ist aus diesen Tiefen in höhere, reinere Lüfte hinaufgestiegen als der anderer Völker; weiter ist von ihm die Anschau ins Reich des Geistes und weiter seinem reichen träumerischen Fittig ist Raum für viele Zelte. Wir fühlen in uns noch ein unendliches Streben,

eine hohe Sehnsucht, ein Unmögliches, das uns aufgegeben ist, möglich zu machen, eine stolze Zuversicht, die am größten wohl ein Wort Schillers ausgedrückt hat. Es ist einfach edel aber felsen tiefen Zaubers voll; Stolz und Demut zugleich regt es uns in der Brust auf. Wir wagen es auszusprechen, weil wir wissen, daß es uns strenge Mahnung nicht minder ist als frohe Botschaft: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“^{*)}

^{*)} Obige Ausführungen sind einem Aufsatz entnommen, den H. R. v. Müller, Mitarbeiter der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, zurzeit beim Roten Kreuz, im Oktoberheft der „Süddeutschen Monatshefte“ veröffentlicht.



Tagwacht.

Von Max Schudenkurrer.

Das Frührot leuchtet am Simmelstrand,
Da nimmt der Trommler die Schlegel zur Hand,
Will die Tagwacht wirbeln lassen
Durch der Zelte stille Gassen:
Trommler, schlag zu!

Und rasch vom Lager springt Deutschlands Heer,
Schnallt um den Säbel und nimmt's Gewehr;
Sie können nur sterben und liegen,
Weh erch, die sie feindlich betriegen!
Trommler, schlag zu!

Und stürmt herein wie ein Wetterstrahl
Der Feind aus Ost und Westen zumal,
Bei Tagwacht, magst lustig werben,
Es geht zum Siegen, zum Sterben!
Trommler, schlag zu!

Die liegenden Fahnen wehen herab,
Wir senken die lieben Ge fallen ins Grab.
Wir schießen zum Abschied der Liebe,
Der Trommler trommelt so trübe:
Trommler, schlag zu!



Die Ratstochter.

Eine friedliche Kriegsgeschichte von Alwin Römer.

„Evelore, schnell, schnell, Soldaten!“ rief aufgeregt die sonst so gemessen und von ihrer Würde heilig überzeugte Frau Rätin Holzach in das Balkonzimmer zurück, wo ihre Tochter auf einem Schaukelsstuhl lässig auf und nieder wippte und dabei an einem Strumpfriesen aus grauer Wolle strickte.

Das blonde Mädchen erhob sich gelassen und trat auf den Balkon hinaus. Von fern her trug die Morgenluft eine Klangwelle die Straße herauf, die zum Bahnhof führte. Deutlicher und stärker wurde sie. Immer reicher und voller strömten die Töne aus den Hunderten von begeisterten, kampffreudigen Männerkehlen. Zuletzt, als sie dicht unter den Fenstern der Holzachschen Wohnung vorübermarschiereten, glichen sie einem alle Nerven durchrieselnden Brausen, das auch weniger Empfindsamen die Tränen in die Augen trieb. Die Frau Rätin konnte nicht anders. Sie sang mit, indem sie ihr weißes Taschentuch dazu im Winde flattern ließ:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!“

Evelore hatte in Sinnen verloren hinunter gestarrt. Mancher muntere Blick war heraufgeschlagen von diesen statlichen Reservaleuten, die zur Verstärkung nach dem Osten des Reiches abgingen und von Ungestim fast verzehrt wurden, an den verruchten Feind zu kommen, der deutsche Kultur unter seinen beutegierigen Barbarenstämmen zu zerstampfen drohte.

Einmal hatte Evelore unwillkürlich zum Herzen gegriffen und ihr Antlitz war jäh erbläut.

„Warum singst du denn nicht mit, Evelore?“ fragte unwillig erstaunt die alte Dame, die sich bei diesen täglich wiederholenden Vorbeimärschen in immer neuem Eifer zeigte. „Wie kann ein deutsches Mädchen so elend gleichgültig bei solchem Vorgang bleiben?“

Evelore schüttelte mit einem schmerzlichen Lächeln den Kopf und ließ die zwei großen eben entstandenen Tränen achtlos über ihre weichen Wangen rollen.

„Ich kann nicht!“ flüsterte sie mit einem tiefen Seufzer. „Es schnürt mir etwas die Kehle zu, wenn ich sie so hinausziehen sehe in den Kampf, wo sie alles hinopfern, Jugend, Kraft, Zukunft . . .“

„Ja freilich!“ brummte die Rätin. „Aber das ist Vaterlandspflicht! Gott sei Dank, daß wir so denken!“

„Wir?“ fragte Evelore gequält. „Was-tun wir denn? Wir stricken Kriegsrümpfe und winken, wenn sie ausmarschieren!“

„Und opfern fürs Rote Kreuz, und in der Volksküche tun wir auch unsere Schuldigkeit!“

„Wir sind da zu entbehren. Arme, stillosen Frauen wären viel eher am Platze und könnten mit einem noch so geringen Lohn dadurch von den schlimmsten ihrer Sorgen wenigstens befreit werden. Aber überall spreizen sich die Töchter aus den sogenannten besseren Familien, weil sie's umsonst tun. Als wenn's gar keine andere Möglichkeit gäbe, zu helfen!“

„Na, erlaube mal! Was ficht dich denn an?“ entrüstete sich Mama Holzach.

„Ach, Gott, ich weiß selbst nicht. Ich bin todunglücklich!“ schluchzte Evelore und trat hastig in das Zimmer zurück.

Die Frau Rätin nickte ein paarmal nachdenklich.

„Hast ihn also auch gesehen?“ sagte sie dann. „Ja, sie müssen alle mit. Das kann nun mal nichts helfen. Uebrigens sei froh, daß du jetzt nicht in diesen Verhältnissen steckst! Da könntest du schön was erleben!“

„Wie meinst du das?“

„Nun, jetzt hättest du das Geschäft allein auf dem Hals!“

„Und was wird so daraus?“

„Bis nächste Woche führt es sein Bruder weiter! Dann muß der auch fort. Und wenn sich bis dahin kein Käufer gefunden hat, schließen sie es, bis der Krieg zu Ende ist.“

„Woher weißt du das alles?“

„Die Adlerwirtin gegenüber hat's erzählt. Sie übernehmen die Sachen, die sich nicht halten, für ihre Küche.“

„So ist also seine ganze tapfere Arbeit umsonst gewesen? O, wie ist das schrecklich!“

„Viel schrecklicher noch war's, wenn du dich jetzt abradern müßtest. Dein bißchen Geld wäre natürlich mit hineingesteckt worden. Er hatte ja große Rosinen im Kopfe, wenn du ja gesagt hättest! Und nun sähest du da! . . . Gott sei Dank, daß er früh genug damit ans Licht kam, sich so ein Geschäft gründen zu wollen! Eine Ratstochter mit einer Mamsellenschürze hinterm Kadentisch! Es war wirklich eine Zumutung!“

Evelore antwortete nicht. Sie dachte noch einmal an den Blick, den er vorhin auf sie geheftet. Wie hatte er ihr im Herzen gebrannt! Wie schuldbewußt war sie sich plötzlich vorgekommen!

Damals, als er sie umworben, hatte das alles in einem unmöglichen Lichte vor ihr gestanden, was ihre Mutter soeben triumphierend noch einmal aufklingen ließ! Gewiß hatte sie ihn geliebt, von Herzen! In seiner artigen Zurückhaltung, seinem schüchternen und doch innigen Werben war ein Zug gewesen, der sie schnell gefangen genommen hatte. Wäre er auf seinem Buchhalterposten in der großen optischen Fabrik geblieben und später vielleicht einmal zum Prokuristen aufgerückt, hätten Mama und sie selbst keine Bedenken gehabt, ihn in die Familie aufzunehmen. Aber da hatte ihn der Ehrgeiz gepackt — ein lächerlicher Ehrgeiz! hatte die Frau Rat böse lächelnd gesagt — selbständig zu werden . . .

Und trotz seiner schweren schmerzlichen Enttäuschung hatte sie ihn von sich gehen lassen auf Nimmerwiedersich . . .

Wie ein drückender Giftnebel legte sich ihr das Gefühl auf die Brust, ein Unrecht begangen zu haben damals.

Denn wie ganz anders sah die Welt jetzt aus, nachdem der große reinigende Sturmhauch einer gemeinschaftlichen Gefahr, einer in allen Herzen gleichmäßig lodernnden Entzündung über die deutschen Gauen hinweggeweht war! Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war wieder erwacht. Der Handwerker und der Kaufmann, der Arbeiter und der Bauer, der ganze Beamtenschwarm von der obersten Sprosse an bis hinunter zum bescheidenen Schreiber und Briefträger: sie alle kannten sich plötzlich wieder. Nachbar grüßte den Nachbar. Hoch und niedrig studierte die Extrablätter und tauschte lebhaft eine Meinung über die letzten Nachrichten aus. Und jeder bemühte sich, dem andern nicht durch ein unbedachtes Wort wehe zu tun. Jeder suchte, von seinem Platze aus und nach seinen Kräften zu helfen. War es wirklich noch eine Schande für eine Ratstochter, hinter einem Kadentische zu stehen und in Stellvertretung eines vor den Feind gezogenen lieben, tapferen, kernhaften Mannes seine Volksgenossen zu bedienen? . . .

Evelore rüstete sich zum Ausgang.

„Wohin?“ fragte die Frau Rätin verwundert.

„Ich habe ganz nötig etwas zu besorgen!“ erklärte die Tochter und eilte davon. Als sie verspätet zu Tisch kam und Mama Holzach ihr Vorhaltungen machen wollte, rief sie frisch und energisch, wie es seit Wochen nicht von ihren Lippen geklungen hatte:

„Nergere dich nicht, Mama! Es ist zwecklos und kommt noch viel schlimmer!“

„Was heißt das?“ erkundigte Mama sich entsetzt.

„Von nächster Woche ab komme ich überhaupt nicht mehr zu Tisch. Da mußt du mir mein Mittagbrot schicken, wenn du dich nicht als Rabenmutter ausbieten lassen willst!“ lachte Evelore vergnügt. „Ich bin heute in die Lehre getreten!“

„In die Lehre?“

„Ja, aber es dauert nicht lange. Nächste Woche schon bin ich der Chef!“

„Aber, Evelore! Ich glaube, du hast Wein getrunken!“

„Nein, Mama, aber Paul Göhring's Geschäft habe ich gekauft!“

„Evelore, das ist nicht wahr!“ schrie entgeistert die alte Dame.

Aber es war deswegen doch wahr. Die so schnell zur Blüte gebrachte Südfrucht- und Delikatessen-Handlung von Paul Göhring in der Huttenstraße wurde nicht geschlossen. Evelore führte sie fort mit wachsender Umsicht. Die Wirtleute aus dem „Goldenen Adler“ gegenüber standen ihr wader zur Seite. Und die Bürgerschaft aller Schichten der hübschen Mittelstadt fand es lieb und geschickt und grüßte die Frau Rätin nicht minder respektvoll, wenn sie ihr auf der Straße begegnete.

. . . Als der Unteroffizier Paul Göhring vor ein paar Tagen einen Transport russischer Gefangener in das nahe der Stadt gelegene Barackenlager bringen mußte, fand er zu seinem Erstaunen sein heimlich betrautes Geschäft in vollem Betriebe.

Der Adlerwirt, sein Nachbar und Freund, stand in seiner Haustür und nickte dem Ankommenden bedeutungsvoll zu.

„Verkauft!“ sagte er schmunzelnd nach der ersten herzlichen Begrüßung. „Aber, du kannst es wieder haben, wenn der vermaledeite Krieg zu Ende ist!“

„An wen?“ forschte der stattliche, von Lust und Sonne arg gebräunte Mann.

„An einen Bekannten von dir. Geh nur hinein und sag' ihm Guten Tag!“

„Da bin ich doch wirklich neugierig!“ lachte Göhring und schritt in den Laden hinüber.

Und da stand, erglühend bis an die Haarwurzeln, der neue Chef und trug die weiße Schürze mit ebenso viel Stolz wie Ammut.

„Evelore!“ stammelte er glücklich.

Und wortlos sank sie ihm an den feldgrauen Waffenrock . . .

Das Eisene Kreuz wäre ihm nicht lieber gewesen . . .

Im Dienst unserer Verwundeten.

Von Johanna Weiskirch. (Schluß.)

Ueber dem leise rauschenden Rhein standen der Mond und die Sterne so friedlich, als ob da draußen im Osten und Westen es weder Krieg noch Schlachten geben könnte. Mein Herz war eitel Dankes voll, daß unser schönes Heimatland vor dem Eindringen des Feindes bewahrt blieb. Wochen sind seit jenem Tag vergangen, und einen um den anderen Tag führt mich nun mein Weg nach der mir lieb gewordenen Stätte, an der ein reiches Wirken so viele Frauen vereinigt. Mächtig rückt man einander näher: wir Frauen von der Außen-Inspektion und die Schwestern. Die jungen Helferinnen sind unter der Leitung ihrer sehr tüchtigen und tätigen Oberschwester und der lebenswichtigen, schlanken Vertreterin äußerst besorgt um die ihrer Pflege anvertrauten Krieger. Leider mußte für uns Frauen der Außen-Inspektion der Aufenthaltsraum, da der „Salon“ der herbstlichen Witterung halber nicht mehr benutzbar ist, über das Lazarett verlegt werden. Da möchten wir uns am liebsten Flügel an die Schultern schnallen, um unseren Verwundeten das Geräusch eines jeden, auch noch so leisen Fußtrittes zu ersparen. Unser Reden ist nur noch ein Flüstern. In diesen Tagen werden wir aber einen anderen warmen „Salon“ als Aufenthaltsraum erhalten, in dem wir den Winter über Heimatrechte genießen sollen. Dann werden unsere beiden lieben Kolleginnen von der Wäsche und den Vorräten, genannt „Frau Wäsche“ und „Frau Vorrat“, das Reich über dem Lazarett allein beherrschen, und noch mehr Stille wird über den der Genesung entgegen-schlaufenden Helden sein.

Die Tage eilen, aber nicht einer, an dem ich an der Niederlahnsteiner Verbandstation gewohnt habe, ging, ohne große, tiefe Eindrücke bei mir hinterlassen zu haben. Oft bringen mir solche schon die kurze Fahrt von Braubach bis zum Samartreich des Roten Kreuzes. Als ich jüngst den Triebwagen bestieg, mit dem uns die Eisenbahn-Verwaltung lebenswürdigerweise immer bis zur Verbandstelle fahren läßt, sah in dem Abteil, das ich betrat, ein, allem Anschein nach, sehr aufgeregter Fahrgast. Bald sprang er auf, bald setzte er sich, trommelte mit harten Fingern an die Fensterscheiben, und sah mich ab und zu mit so finsternen Blicken an, als hätte ich ihm die gute Laune verdorben, wenn nicht noch Schlimmeres getan. Unwillkürlich duckte ich mich tiefer in meine Ecke. Kurz vor der Abfahrt traten noch zwei Herren, Bekannte meines verärgerten Reisegefährten, zu uns. Den redete einer der Herren an: „Na, Sie machen ja ein Gesicht, als ob Sie nicht nur die Pfalz, sondern auch noch die ganze Umgegend vergiften wollten. Was ist Ihnen denn passiert?“

Wie von einer Tarantel gestochen fuhr der Gefragte von seinem Sitz empor, und nun erst konnte ich so recht seine stattliche breitschulterige Größe sehen. Seine blauen Augen schossen förmlich Blitze, als er antwortete: „Was mir passiert ist? Ha, mehr als genug und übergenug! Ist es nicht eine Schande und Schmach, daß ein Mensch meines Kalibers Schreibstubiendienste (er sagte wirklich: Schreibstubiendienste) tun muß, anstatt sich nach Herzenslust mit den Feinden herumzuschlagen? Bäume, Telegraphenstangen könnte ich ausreißen vor Zorn! Bekomme da schon zweimal von obenherunter die Nachricht, ich sei ganz und gar unabhkömmlich, das sei auch eine Ehre für mich. Hahaha, danke für solche Ehr! Andere, Schwächere dürfen sich mit den Russen und Franzosen messen, und ich —“

Hier brach ihm die Stimme, aber ehe noch einer antworten konnte, fuhr er schon mit noch gesteigertem Zorn fort: „Schauen Sie mich an! Als ob ein Kerl wie ich Ruhe auf der verdammten Schreibstube hätte? Schämten tu' ich mich, daß ich wie ein altes Weib daheim hinter dem Ofen sitzen bleiben muß. Pui Teufel! Wenn meine Frau nicht wäre, die beständig am Setern ist, ich risse aus und marsch, marsch nach Frankreich hinein! Sollte mich mal einer heim-schicken wollen!“

Wie eine Sturzwelle kamen die Worte aus dem Munde des schwergekränkten Mannes. Mich traf abermals einer

seiner zornflammenden Blicke, unter dem ich mich, da der Zug an meiner Station angekommen war, mit den Worten entfernte: „Ich weiß Ihren Zorn und Schmerz vollständig zu würdigen, aber ich kann wirklich nichts für Ihr Mißgeschick!“

Ich hörte noch, wie die Herren hinter mir her lachten, dann fuhr der Zug weiter. Das Bild des stattlichen Mannes verfolgte mich noch eine Weile und ich dachte, wie unendlich schade es sei, daß er des Kaisers Noth nicht auf dem prächtigen Soldatenleib tragen dürfte.

Als ich an dem Tage auf der Verbandstation ankam, fuhr gleich danach ein Verwundetenzug ein, der von Sedan kam. Es waren meist Leichtverletzte darin. Denen machte der Gedanke, am Ende nicht beim Einzug in Paris sein zu können, mehr Schmerzen, als ihre Arm-, Bein- und Kopfschüsse. Geradezu märchenhafte Vorstellungen machten sie sich von der französischen Hauptstadt.

„Was meinen Sie, Herr Doktor, werde ich in acht Tagen soweit sein, daß ich wieder an die Front kann?“ fragte einer, dem zwei Finger der linken Hand weggeschossen waren. „Ich muß nämlich so schnell als möglich wieder hin, um blutige Rache zu nehmen. Nicht nur wegen meiner zwei verlorenen Finger, sondern wegen meinem Hauptmann, meinem guten!“ — Er konnte nicht weiter-sprechen, bis die Zähne zusammen, aber in seinen Augen brannte eine schier beängstigende Glut des Hasses. Sein Hauptmann war der, dessen Leichnam die Gattin hatte heim-holen wollen, und die dabei von Franktireurkugeln getötet wurde.

Ich schlug dem Braven vor, sich bei einer Tasse Kakao etwas zu besänftigen und steckte ihm eine Zigarette in Brand. Dann ging ich zu anderen, die alle mehr oder weniger von Paris fabelten und faselten. Am selben Tag hatten wir noch einen gemischten Zug: verwundete Deutsche und einige Wagen mit gefangenen Franzosen. Da blieb schon nichts anderes übrig, als daß wir Frauen uns um die Verpflegung der Unseren kümmern mußten, wenn schon Franzosen im Zuge waren. Wir wissen alle, was wir uns schuldig sind, wollen aber dem Feind gegenüber den Standpunkt einnehmen, den das Wort: „Menschsein“ gebietet.

Ich hatte einen erschütternden Eindruck an einem der Gefangenenzüge. Am allerletzten der langen Reihe war es. Darin hüteten drei Landwehrlente mit aufgespitztem Seitengewehr einen ganz allein im Wagen sitzenden französischen Knaben. Höchstens sechzehn Jahre konnte er alt sein. Ich sah ihn im Vorübergehen auf dem mit Stroh beschütteten Boden des Wagens sitzen und erkundigte mich bei seinen Wächtern, was er verbrochen habe. Da hörte ich denn, daß er der Sohn eines französischen Generals sei und mit den im Zuge sich befindenden Franzosen vom Regiment seines Vaters gefangenengenommen worden sei. Er habe sich mitten im Gefecht unter ihnen befunden und sie durch flammende, von Deutschenhaß durchtränkte Worte angefeuert, die Barbaren zu vernichten. Man habe ihn erst nicht zum Gefangenen machen wollen, aber sein geradezu rasendes Gebahren habe es schließlich geboten. Und unterwegs hatte man ihn aus diesem Grunde von seinen Landsleuten sondern müssen. Da sitze er nun schon zwei Tage einsam und streng bewacht, und verweigere Speise und Trank.

Ich trat leise etwas näher und sah mir den Jungen an, der mit unendlicher Liebe an seinem Vaterland hängen muß, der aus dem Stoffe ist, aus dem man Helden macht. Die schlanke Gestalt zusammengeduckt, hockte er am Boden, den schmalen rassistigen Kopf in die schlanken, rauchgeschwärzten Hände gestützt. Ueber mich hinweg ging der Blick seiner großen dunklen Augen wie in unendliche Weiten. Was mochte an des Knaben Seele vorüberziehen?

Wie eine Vision glitt meinem Geist ein Bild vorbei, als ich mich ergriffen abwandte: irgendwo auf Frankreichs Erde eine Mutter, die verzweiflungsvoll um ihr unglückseliges Kind weint!

An dem Tag war ich froh, als es Abend wurde und mein Dienst zu Ende war. — — —

Der übernächste Tag brachte heitere, erhebende Eindrücke in Hülle und Fülle. Als ich da etwas verspätet an-

kam, war die ganze Station in voller Tätigkeit. Der schier endlose Verwundetenzug setzte alle nur verfügbaren männlichen und weiblichen Hände in Bewegung. Das erste, was mir auffiel, war eine junge, temperamentvolle Frau von unserer Außen-Inspektion, die eifrig dabei war, den ankommenden Kriegern, die infolge ihrer Verwundungen nicht imstande waren, sich zu waschen, die schweiß- und blutverklebten, pulver- und staubgeschwärmten Gesichter und Hände zu reinigen. Welch eine Wohltat für die armen Kerle! Wie sie sich der mit großer Geschicklichkeit ausgeführten Erfrischung freuten! Unsere liebe Schwester vom Dienst hat sich inzwischen mit einer förmlichen Ausrüstung zu diesen Liebesdiensten fürs Vaterland versehen, und wird sich damit in manchen Kriegers dankbarem Herzen ein dauerndes Plätzchen erobern.

Die Ärzte hatten an dem Tage sehr schwere Wunden zu verbinden! Als ich in den Lazarett-Vorraum trat, saßen da schon mehrere Verbundene, darunter einer, dem das rechte Bein abgeschossen war. Der saß aufrecht da, rauchte, als ob ihm nichts geschehen sei, ganz vergnügt eine Zigarre und redete einigen anderen, die um die vielleicht notwendig werdende Amputation ihrer Arme und Hände bangten, Mut zu. Meine Seele beugte sich tief vor diesem Helden, der mir auf meine Frage, wie es ihm gehe, antwortete: „Mir geht es ganz gut, denn der liebe Gott nahm mir nur ein Bein!“

Wie vom Geist einer alten Heldensage umweht, schritt ich dann zu den in den Wagen der Erfrischungen Harrenden. Da saß einer, ein Kölner, dem eine feindliche Kugel die rechte Wade weggerissen hatte, auf dem Trittbrett seines Waggons und blies aus vollen Kräften auf einer eroberten silbernen Trompete: „Nur am Rhein, da will ich leben!“ Dem brachte ich zuerst eine Tasse Kaffee. Er dankte und stellte mir seine Kameraden als „Kölsche Jungen“ vor. Ueber deren Humor geht doch nichts! Da wuchs im Eingang eines Wagens auf einmal eine Gestalt vor mir empor, vor der ich beinahe meinen Kaffee vor Schrecken ausgegossen hätte. Ein wahrer Hüne in einer Bekleidung, von der ich nicht wußte, was ich aus ihr machen sollte, stand da und sah mich lachend an. Weiße, weiche Beinkleider aus feinem, hellem Wollstoff, darüber ein langes, kastanartiges Gewand, und darüber einen eleganten weiß- und gelbseidenen Brussa-Bade-Mantel. Der süßlich-dunkle Kopf war mit Verbandgaze turbanartig umwunden.

In der Hand hielt diese außergewöhnliche Erscheinung einen hohen, mit einer Messingspitze versehenen Bambusstock, eine Art Hirtenstab. Ich sah ihn an und suchte in meiner Erinnerung, denn er kam mir auf einmal so altvertraut vor. Ich mußte ihn doch schon vor langer, langer Zeit gesehen haben. Aber wann und wo? Durch mein Erinnern wehte es plötzlich wie Weihnachtsduft und da wußte ich auf einmal: So, wie der große Mann da vor mir im Eisenbahnwagen, sahen die drei Weisen aus dem Morgenland meiner Kinder-Phantasie aus! Und da kam es mir auch schon fragend vom Munde: „Sind Sie einer der drei Weisen aus dem Morgenland?“

Er lachte hell auf und antwortete: „Nein, aber der Sultan von Marokko!“ Nun mußte auch ich hell auflachen, und während meine Kinder-Phantasie wieder die Flügel faltete, schenkte ich dem „Sultan“ Kaffee ein und reichte ihm dazu eine Zigarette. Als die glühte, erzählte er mir, daß er in einem vornehmen Landhaus bei Sedan seine zerfetzte Uniform im Badezimmer mit seiner jetzigen Bekleidung vertauscht habe. — Es war schon recht spät, als sich der Zug mit den vielen Kölnern und den anderen, zumeist aus Rheinländern bestehenden Infassen in Bewegung setzte. Der mit der silbernen Trompete blies ein Abschiedslied in die dunkle Nacht hinein, und die anderen riefen fröhlich: „Auf Wiedersehn!“

Einige der „Kölsche Jungen“ hatten gegrollt, weil man sie an Köln vorbeigefahren und nicht dort habe aussteigen lassen, wo sie doch nur ganz allein und bald gesund werden könnten. Wozu so weit fort in fremde, ferne Lazarette? Die Einwendungen des Bahnhofskommandanten, daß sie sich den einmal getroffenen Anordnungen fügen müßten, wollten ihnen schlecht einleuchten.

Als ich kurze Zeit nach Abgang des Zuges mit noch zwei Damen einen Rundgang um die Station machte, entdeckten wir wahrhaftig drei der „Kölschen Jungen“, die nicht miteingestiegen waren und nun mit den lachenden Augen: „Adjes, mir fahre no Kölle in et Lazarett bei Mutter!“ im Dunkeln über die Gleise schritten und verschwanden.

„Wenn es euch nur nicht schlecht bekommt!“ riefen wir ihnen nach. „Em Kölsche Jong bekümt alles!“ schallte es aus der Richtung des nahen Niederlahnsteiner Bahnhofes zurück.

Einige Tage später wurde uns die begeisterte Kunde von der Heldentat des „U 9“. Die konnten wir dann gleich einem Zug mit verwundeten Bayern mitteilen. Da habe ich beim Abenddämmern im strömenden Regen an einem Waggon, auf dem geschrieben stand: „Achtung! Bayrische Löwen! Reizt sie nicht!“ mit den nicht leicht verwundeten bayrischen Helden eine Siegesfeier gehalten. Erst deckte ich aber fürsorglich den Gipfel meines Regenmantels über meine Kassaofanne, damit der Inhalt nicht verwässert würde. Und dann hat mich ein infolge eines Rüdenschusses auf dem Bauch liegender Landwehrmann, doch das Lied mit ihnen zu singen: „Gloria, Viktoria!“ Ich habe es redlich getan und seitdem liebe ich das Lied, dem ich vorher so gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Dem Kapitän-Leutnant Weddigen und der Besatzung des „U 9“ dürfte diese Feier auch ein bißchen Freude machen, wenn sie darum wüßten.

Unsere Bayern wurden direkt nach München befördert. Einer meinte: „Unser Ruprecht weiß ganz genau, daß seine Bayern nur da bald geheilt werden, wo es bayrisch Bier, bayrische Knödel und bayrisch Kraut gibt, deshalb schickt man uns nicht anderswohin ins Lazarett.“ — Ich hatte am selben Tage Nachtdienst. Angekleidet legte ich mich auf mein Lager, konnte aber lange nicht zur Ruhe kommen. Schließlich erbatnte sich der Schlafgott aber doch meiner und entführte mich unter dem Rauschen des draußen unaufhörlich niedergehenden Regens ins Traumland. Und darin sang ich mit den verwundeten bayrischen Löwen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn!“ Sang es wieder und wieder, bis auf einmal Schwester Evas liebe Stimme rief: „Aufstehen, meine Damen, ein Zug ist gemeldet!“ Das war um vier Uhr des Morgens.

Eine Viertelstunde später standen wir in der Feldküche und holten im immer noch strömenden Regen die Kannen mit dampfendem Kaffee und duftendem Kakao ab, um die durchfrorenen Verwundeten damit zu erquicken. Bilder ohne Ende konnte ich aneinander reihen, und muß nun doch aufhören und tue es in dem stolzen Gefühl, eine Deutsche zu sein.



Der Spion.

Eine österreichische Geschichte von Jens Lorenzen.

Das halbe Wien schien im Prater gewesen zu sein, so dicht strömten die Haufen mit dem sinkenden Tageslicht in die Stadt zurück. Die beiden Offiziere, die bisher langsam im Trubel auf und ab gegangen waren, traten in eine Nische, als hätten sie sich etwas zu sagen, was die andern nicht hören durften.

„Also, was Sie da vorhin meinten, lieber Hubrich“, sagte der Oberst, „daß wir nämlich dem guten Neuber nicht einen Deut zutrauen können, das ist ja ganz meine Ansicht, aber auch vollkommen meine Ansicht, und trotzdem, Sie wissen, wir haben die Pflicht, weiter nachzuspüren, und wir haben die merkwürdigsten Fälle erlebt in der letzten Zeit. Sie kennen die unsäglich traurigen Affären — na, und so weiter —“

Der Hauptmann kaute unruhig am Schnurrbart. „Und nicht den geringsten Anhalt, Herr Oberst, nicht den allergeringsten für einen so furchtbaren Verdacht, außer —“

Der Ältere biß die Zähne zusammen. „Ja, eben, außer — Wenn Sie wüßten, lieber Hubrich, wie elend es mich gemacht hat, den eigenen Kameraden nachzuspüren, — verpflichtet zu sein, jedem von all den lieben Kerls zu mißtrauen, bloß weil da irgend so einer irgendwo —“, er schüttelte den Kopf.

„Und Sie haben den einen Punkt noch einmal genau nachprüfen lassen —“ Der Oberst nickte eifrig. „Also, ich habe bestimmt festgestellt, daß die vier Dokumente, die der Gegner nach seinen neuesten Maßnahmen kennen muß, in ihrer Gesamtheit allein durch Neubers Hände gegangen sind. Der eine oder andere hat wohl eins von ihnen in Händen gehabt, aber sie sind, wie wir jetzt wissen, drüben sämtlich bekannt, und irgendwie muß das nun mal zusammenhängen.“ Er brach plötzlich ab und wiegte erzürnt den Kopf. „Also, ich wünsche Ihnen viel Glück, mein Lieber, das Beste ist immer eine rasche Erledigung.“

Hauptmann Hubrich ließ sich noch einmal von der Menge zu Neubers Haus zurücktreiben. Seit drei Wochen versuchte er, den Faden zu finden, der über die Grenze hinüberführte, spürte er seinen eigenen Kameraden nach wie ein Dieb. Er ächzte laut auf, ihm war, als stieg ihm der Ekel im Hals auf. Dann ging er rasch entschlossen zu Neuber hinüber. Wie wollte er es noch anfassen? Ach so — die Kriegsgefahr und die neuen Gerüchte. Ihm schien die ganze Sache so lächerlich und hoffnungslos, daß er sich zwingen mußte, seine Gedanken klar zu ordnen und beisammen zu halten.

Er fühlte plötzlich, wie ihm die Aktentasche leise im Arm entgleiten wollte, und der andere Weg ging ihm durch den Kopf, auf den man Neuber überführen wollte: Vorgestern hatten sie ihm eine falsche Aufstellung gegeben, die er bearbeiten wollte, und heute brachte er die Ergänzung.

Oberleutnant Neuber saß ihm gegenüber und war in ausgelassener Laune. Er freute sich über das besondere Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, freute sich, daß Hubrich den Abend bei ihm bleiben wollte und ließ sich kaum stören, als der Hauptmann wieder und wieder von den drohenden Truppenbewegungen jenseits der Grenze begann.

Ob sie es nicht langsam gewohnt seien in den letzten drei Jahren.

„Aber diesmal wird es Ernst, mein Lieber, verfluchter Ernst.“

„Dann laß es doch ernst werden,“ jubelte der andere wie ein Kind und lachte hell über das breite, gutmütige Gesicht. „Du sagst doch selbst immer wieder, wenn's doch endlich mal losginge —“ Er schob dem anderen ein Glas seiner Bowle zu und schenkte ein. „Vorhin sind ein paar Freunde gegangen, hatten keine Zeit, und ich freu' mich so, daß du gekommen bist, wir hatten den Nachmittag so schön begonnen.“ Hubrich sah forschend in das leicht gerötete Gesicht des Jüngeren.

„Ihr hattet gut begonnen, wie ich sehe, —“ er blickte verzweifelt in dem dürftigen kleinen Raum umher, den Neuber bewohnte. Er sah nicht aus nach der Lebenshaltung eines mit Geld Uberschütteten.

„Sie arbeiten fieberhaft im Auswärtigen,“ begann er noch einmal gequält auf sein Thema zurückzufallen. „Wir haben heute ein paar ernste Anfragen bekommen.“

„Na ja, also, auf daß es etwas rascher gehe.“ Oberleutnant Neuber fiel langsam in den launigen brüderlichen Ton, den er sich bei guten Bowlen angewöhnte. „Und jetzt sitz, nicht so kratzbürstig da, Freunderl, — trink mal aus und werd' mal etwas lustiger.“ Er schwieg plötzlich und sah in glücklicher Verschämtheit in sein Glas.

„Na ja, 'n paar Tränen werden halt fallen, wenn wir ausziehen —“

„Hier ein paar und da ein paar,“ spottete Hubrich. Der Oberleutnant wiegte den Kopf. „Sind nur zwei Augen bei mir, würd's dir schon gestehen, wenn's mehr wären.“

„Ich sah dich mal mit der Serbin vor einem Jahr —“ Hauptmann Hubrich fuhr plötzlich auf und sah den andern fieberhaft an. „Hand aufs Herz, Gustel, ist's noch dieselbe?“

Der Jüngere blickte verlegen und lächelte glücklich vor sich hin. „Wahrhaftig, das erste und einzige Mal, daß ich mich um die Frauen bekümmert habe.“

Der Hauptmann trank dem Jüngeren rasch zu, begann zu drängen, „Woher war sie noch, Gustel, war sie nicht aus Prag?“

Der Jüngere blinzelte ihm verträumt zu. „War 'ne gute Familie, Kaverl, ihr Vater war ein Stadtrat oder so was, und ich hätt' schon Ernst machen mögen, — aber wir hatten beide nichts, — du weißt ja, die Kaution —“ Der Oberleutnant warf sich in den Stuhl zurück und starrte nachdenklich an die Decke.

„Kaverl, du warst ja immer ein guter Freund,“ begann er dann in seltsamem Gedankensprung. „Hast du damals von dem Flieger gehört, der sich heimlich verheiratet hatte?“ Der Oberleutnant trank sein Glas leer und füllte es von neuem. „Ich weiß ja alles, was darauf steht, Karriere und Ungehorsam, und weiß Gott was, — aber haben wir ja beide darüber gesprochen, damals, — und du sagtest doch auch, einen Schneid' hätt' er schon gehabt; und wenn's nicht recht war, wir haben ihn erst gern gehabt, als wir's gehört haben.“

Hubrich sah dem Freund verwundert nach. Er war ans Fenster getreten, stierte wie unsinnig auf das Gewühl der Straße hinab. Ein Gedanke hatte ihn blitzschnell durchkreuzt. Irgend ein unsinniges Bild, — kaum daß er es zu halten vermochte. Er nickte dem Freund zu, wie verloren kam es über seine Lippen.

„Natürlich, war ein guter Kerl, der Schida, hätt's wohl auch mögen, Gustel —“ Der schloß eine Weile die Augen, wie ein glückliches Geheimnis leuchtete es in seinen Zügen. Hauptmann Hubrich war dicht an ihn herangetreten.

„Du, sag' mir, Gustel, du hast's ebenso gemacht, gelt?“

Oberleutnant Neuber riß erschrocken die Augen auf, aber dann mit jener Vertrauensseligkeit der vorgerückten Stunde nickte er dem Älteren zu. „Du bist ja mein Freund, Kaverl, gelt — o du, — ich bin ja so glücklich gewesen diese Zeit, — ein Jahr lang, Kaverl, ein ganzes Jahr —“ Er lächelte leise vor sich hin und versuchte nach des anderen Hand zu tasten. Aber erschrocken ließ er sie fahren, sie war eiskalt. Und als er dem Älteren in die Augen sah, war ein seltsamer, verzweifelter Schein darin.

„Du, du könntest sie mir mal vorstellen, ja, —“ Es klang gepreßt und trug doch einen herzlichen, freundschaftlichen Ton. Neuber wiegte den Kopf und blinzelte vertraulich hinüber.

„Möchtest sie mal wiedersehen, du?“

Der Ältere nickte ihm hastig zu. „Ich bitt' dich recht schön darum.“ Oberleutnant Neuber spreizte die Hände, richtete sich langsam in seinem Lehnstuhl auf und warf vergnügt pfeifend den Mantel über.

„War Unrecht, daß ich dir nicht eher davon erzählte, Kaverl, sollst sie sehen, alter Freund, hab' dich schon lange heimlich mal mitnehmen wollen.“ Er wollte gehen, nahm seine Aktentasche unter den Arm und stapfte mit schweren Schritten zur Tür.

Die junge Frau war eine Kassejerbin, etwas gefallsüchtig und geziert, aber mit jenen raschen, Katzenartigen Bewegungen ihres Stammes. Sie war etwas überrascht, daß ihr Mann den Freund mitbrachte, hatte schon viel von ihm gehört und hatte es doch nicht erwartet, daß Neuber sich jemandem anvertrauen würde. Aber der Hauptmann wußte sich so gewandt einzuführen, beherrschte vom ersten Augenblick an die Stimmung derartig, daß der gutmütige Neuber, der etwas müde im Sessel saß, dem Freund glücklich zunickte.

„Ich hab's gewagt, Kaverl, gelt, —“ und dann wie entschuldigend: „Hätt's dir früher sagen sollen, hab's mir immer überlegt, aber du bist mitunter so unbändig streng, daß ich schier Angst vor dir hatte, vor meinem besten Freund —“

Er stand plötzlich auf, tastete wieder nach des anderen Hand, sah die Aktentasche, und nahm sie in plötzlicher Vorsicht an sich, schloß den Schreibtisch auf und wollte sie hineinschieben.

„Hätt' er mir ein Wort gesagt, — hätt' ich doch etwas davon gewußt, —“ entschuldigte die gewandte kleine Frau die Aufnahme.

„Sie hätten uns nicht erwartet?“

Sie wunderte sich plötzlich über den frohlockenden Blick des Hauptmanns; ihr Blick glitt unruhig zu Neuber hinüber.

„Gibt doch mal die letzte Arbeit, — die von vorgestern —“

Der Hauptmann hatte es so gleichgültig gesagt, und doch hatte ein ganz feines Zittern durch den Ton geklungen.

„Gern Xaver, —“

Neuber hatte den Schreibtisch verschließen wollen, zog ihn noch einmal auf, holte die Aktenmappe heraus und tastete nach den anderen Papieren. Er zog ein paar Notizen heraus, ein paar weiße Blätter, fuhr plötzlich mit dem ganzen Arm in die Kade wie in unsinniger Erregung, und taumelte jäh zurück gegen den Schrank.

„Ich dacht' mir's schon, Gustel, —“ Hauptmann Hubrich hatte plötzlich die Handgelenke der kleinen Serbin eisen umklammert, daß sie aufwimmerte vor Schmerz. Eine winzig kleine Pistole war auf den Teppich geglitten.

„Bemühen Sie sich doch nicht, gnädige Frau, —“

Er sah wieder unendlich traurig zu dem Oberleutnant hinüber, der mit verglasten Augen am Fenster stand und wie ein Tier knurrte.

„Ist immer dieselbe Geschichte, — armer Kerl, — Gustel, Gustel, — die verwünschte Liebe!“ Der blickte mit großen entsetzten Augen auf das Mädchen. Sein gutmütiges Kindergesicht sah erstaunt und ängstlich aus, als könnte er es nicht fassen.



Moritz von Nassau und die Schlacht bei Nieuport.

Von Karl Schüb.

Die in unseren Tagen des großen Weltkrieges wieder so vielumfrittene flandrische Seefestung Nieuport sah vor dreihundert Jahren eine der heftigsten Schlachten vor ihren Mauern toben. Es war der große Kampf des Jahres 1600, der den Niederländern unter dem Prinzen Moritz, Grafen von Nassau, den Sieg über die spanische Landarmada brachte.

Moritz, Prinz von Oranien und Graf von Nassau war 1567 zu Dillenburg in Nassau geboren, Schwiegersohn des Kurfürsten von Sachsen, und von Holland und Seeland zum Statthalter erwählt. Er zeigte sich als großer Feldherr im Kampf gegen Spanien und hegte den Plan, Holland für sich zu erwerben, und nur sein früher Tod — er starb schon im Jahre 1625 — hinderte ihn an seinen Plänen.

In Haigers „Nassauischer Chronik“ vom Jahre 1712 ist dieses gewaltige „Dreffen vor Nieuport“ anschaulich geschildert: „Am 17. Juni 1600 hat Prinz Moritz von Oranien einen großen Heereszug zu Wasser auf 2800 wohlgeübten und mit allen zum Kriege nötigen Sachen versehenen Schiffen in Flandern vorgenommen und am 21. Juni die Schanze Philippinam durch Graf Casimir von Nassau einnehmen lassen. Am 22. Juni ließ er auch das Volk mustern und hat dabei an 20 000 tapfere und wohlbewaffnete Männer zu Fuß und zu Rosß gefunden. Am 23. Juni wurden die Schanzen Endenburg, Blaffendal und Bredene eingenommen und besetzt. Am 30. Juni wurde dann vor Nieuport gezogen. Hier hat der Prinz die Festung durch den Grafen von Solms-Lich belagern lassen.“

Am 2. Juli hat Prinz Moritz von Oranien, Graf zu Nassau, dem Erzbischof Albert von Oesterreich zwischen zwei Dörfern, Westende und Willenskirch, eine kleine Meile von Nieuport und zwei Meilen von Ostende, eine Feldschlacht geliefert, bei welcher der Prinz auch obgesiegt hat. Der „Admirant von Arragon“ und viele andere vornehme Grafen und Herren wurden dabei gefangen. Auch hat man 105 Fähnlein samt der großen Hauptstandarte, von blauem Damast und goldenen Buchstaben und schönen Figuren, alle sehr köstlich gezieret, und vier Reitersablen erobert, welche alle nach dem Haag geschickt wurden und dort im großen Saal des Schlosses aufgehängt wurden. Ueberdies hat der Prinz von Oranien Geschütze und des Feindes Bagage und Munition erbeutet, auch des Erzbischofs Hausrat und

Siegel. Auf der Feindesseite sind 7000 Krieger auf der Walstatt geblieben, ohne die, so hernach hier und da ertappt und totgeschlagen wurden oder hernach an den Wunden gestorben sind. . . . Auf des Prinzen Seite aber sind zwei- und dreitausend Mann gerechnet worden. Nach gesichertem Sieg ist der Prinz nach Ostende, wo allda eine Dankagung dem Herrn für einen so herrlichen Sieg gehalten wurde.“

Aus diesem Bericht geht hervor, daß die Schlacht bei Nieuport für damalige Verhältnisse eine „große kriegerische Affäre“ war und daß schon vor mehr als drei Jahrhunderten dieser stille, wind- und meerumbräute Winkel der flandrischen Erde mit Blut getränkt wurde. . . .



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Spruchweisheit.

Je freier die Institutionen eines Volkes sind, desto strenger muß die Erziehung sein. Nichts ist schonungsloser gegen die Jugend, als die weiche Schonung, die jeden Fehler mild, jede Unart geringfügig findet, nichts inhumaner als die Humanität, die der Stürmlichkeit mit Freundlichkeit, der Ungezogenheit mit Geduld und Nachsicht beizukommen sucht.

Sein Leben ordnen, sich beugen unter das Joch einer exakten Disziplin sind zwei Arten von Gewöhnungen, die von größter Bedeutung für das Glück unseres sozialen Lebens sind. Man eignet sie sich nur in der Kindheit an. In diesem Alter aber erworben, werden sie eine zweite Natur.

Diesterweg.

Nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm.
Seneca.

O sieh nach den Sternen, und wenn der dunkle Erdtag, wenn das irdische Gewölz sie dir verbirgt, so denke an sie und verlaß nie, daß sie über allen Wolken und allen Schatten, über allem Sturm und allem Ungewitter ruhig lächeln.

Raabe.

*

Beim Reiterangriff.

Die Seelenstimmung des Reiterführers beim Angriff malt Generalmajor v. Werninger im neuesten Heft der „Marine-Rundschau“ folgendermaßen:

Im Kriege die schönste Rolle — so undankbar sie zuweilen im Frieden ist — ist die des Reiterführers, Mag dem stürmenden Infanteristen auch das „Geheißfieber“ die Sinne einullen, ihn für eine Weile Hunger, Durst und Müdigkeit, selbst Wunden und Schmerz vergessen lassen, — nach kurzer Betäubung wird und muß ihn die ganze Erdschwere wieder erfassen und ihn niederzwingen zu seinem harten Dulderlos. Dem Kavalleristen aber erblickt in dem Angriff gegen den Feind der schönste Raub seines Lebens, ein Seelenraub, der alle allzu menschlichen Empfindungen auslöscht und durch ein einziges Hochgefühl ersetzt, mit dem vielleicht sein Leben endet. Es ist nicht Todesverachtung, die ihn vorwärts reißt, er hat im höchsten Sinnesaumel gar keine Gedanken an Tod und Gefahr, genau wie sein Pferd, das die Gefahr überhaupt nicht kennt, der es entgegenstürmt — eine glückliche Kombination! Man könnte daraus schließen, der Reiteroffizier brauche überhaupt keinen Mut. Zum Angriff wahrlich nicht, auch der alte Reitersmann nicht, obgleich er wohl Weib und Kind zu Hause hat und obwohl er der einzige General, der einzige Stabschef des ganzen Heeres ist, der weit vor der Front, als erster an Feinde, in vorderster Linie streitet, wie in der romantischen Mittelzeit: wenn er wie Soudis die Felsse in die Luft wirft und sein Trompete-Rauschen bläst, wenn er es fühlt, wie hinter ihm 5000 Augenpaare an der Spitze seines Degens hängen und 20 000 Hufe dröhnen, da muß es ihm sein, als habe seine Seele in Champagnerwein das letzte Erdenkündchen von ihren Stützen und flöge geradewegs in ein weit offenes, rosenrotes Tor.

Aus dem Buche der Natur.

Die Hunde von Mecheln. Aus Brüssel wird der Offiz. Sta. geschrieben: Seltsame Opfer des Krieges! Es war einer der erschütterndsten Anblicke, die uns auf der Fahrt über die Schlachtfelder bei Mecheln zu teil wurden: In dem gähnenden Giebel fenster eines zerstörten Hauses sah ein Hund, ein schwarzer Schäferhund, und schaute starr ins Weite. Nichts schien ihn zu interessieren, was unten auf der Straße vorging. Seine Herren hatten das Haus verlassen, ehe die Granaten einschlugen. Wahrscheinlich verlor das Tier auf der wirren Flucht die Spur und lehrte dann in das leere zertrümmerte Haus zurück. Der Hund hat viele Leidensgenossen. Von Offizieren hörten wir, daß die ganze Gegend voll ist von herrenlosen Hunden. Schöne Masttiere hatten bald neue Herren gefunden, die sie mit Vorsicht pflegten und die Spuren des ausgehenden Hungers von den mageren Leibern verschwinden ließen. Aber der ordinären Mäher wollte sich kein durchfahrendes Auto annehmen. Sie mochten sich selbst ihre Nahrung suchen und, wie einem längst erloschenen und wieder erwachenden Instinkt ihres Geschlechts folgend, rodeten sie sich in Gruppen zusammen und gingen auf Beute aus. Sie fielen Stühner und Gänse, sogar Fiegen an. Es war nicht mehr möglich, sie mit dem gewöhnlichen Futter wieder anzulocken. Sie hatten Blut geleckt. Um die Gegend von ihnen zu befreien, mußte förmlich Jagd auf sie gemacht werden. Das war die beste Lösung. Denn vielleicht hätten sie auf ihren Streifereien durch die Schlachtfelder noch schlimmere Nahrung gefunden als die Bewohner der Stühnerhöfe und wären den heimkehrenden Bewohnern nicht mehr die angenehmen Freunde gewesen, die sie vorher waren.

*

Deutsche und Franzosen friedlich vereint. (Aus einem Feldpostbrief.)

Deutsche und Franzosen liegen sich in Schützengraben gegenüber. Die deutsche Artillerie beschießt den französischen Graben, und das Feuer wird den Franzosen unangenehm, sodaß sie einzeln den Graben nach rückwärts verlassen, wobei sie von unserer Infanterie, einer nach dem anderen, abgeschossen werden. Der Rest der Franzosen zieht es daher vor, doch lieber im Schützengraben auszuharren und denselben erst bei Dunkelheit zu räumen. Nach einiger Zeit sendet der deutsche Hauptmann eine schwache Patrouille gegen den französischen Graben vor, um zu erkunden, ob noch Gegner in demselben sich aufhalten. Die noch im Graben befindlichen fünfzig Franzosen ergeben sich der Patrouille. Stolz will der deutsche Patronenführer mit seinen Gefangenen zurückkehren, als er plötzlich von der französischen Artillerie mit samt seinen Gefangenen lebhaft beschossen wird. Schleunigst entziehen sich die Deutschen und Franzosen diesem Artilleriefeuer, indem sie in den französischen Graben zurückspringen. Dort blieb nun die Patrouille den ganzen Nachmittag mit den fünfzig Gefangenen friedlich vereint bis zur Dunkelheit liegen, erst bei Nacht kehrte die Patrouille zurück und lieferte die Gefangenen ab.

*

Wie unsere Feldgrauen die Russen täuschten.

Im Schabernackspielen — dem jedesmal eine wohlüberlegte und sehr ernste Bedeutung beiliegt — sind überhaupt unsere Jüngens aller Waffengattungen groß. Auf dem Wege nach unseren vorderen Schützengraben passierte ich da heute ein Stoppelfeld, das von einem kleinen Hügel dem Feinde zu abgegraben wird. Am Fuße dieser Erhöhung erblickte ich eine unserer schweren Batterien in trefflicher Position: die Erd-einschnitte tadellos ausgeführt, die Haubitzen sauber in Reich und Glied aufgestellt, hinter ihnen die Munitionskarren. Ich näherte mich unseren Runderbutfabriken — und will meinen Augen nicht mehr trauen: die Lafetten sind aus Brettern zusammengeklappt und ruhen auf ausgerichteten Rädern altersschwacher Frachtkarren, die Röhre sind artig geläutert und angestrichene Baumstämme und die graue Munition lagert in kunstvoll zueinander gestellten Behältern aller Art. Erst wenn man sich dieser gefährlichen Batterie auf wenige Schritte genähert, vermag man dieses artilleristische Potemkinddorf richtig einzuschätzen — so täuschend ist dies alles bis ins allerfeinste Detail der Wirklichkeit nachgemacht. Und der Gegner ist denn auch wirklich auf den Reim gegangen: wie man mir erzählt, hat er tagelang die unsrige Stellung mit seinen Granaten betastet, ohne übrigens diesen sonderbarsten aller Haubitzen irgendeinen Schaden zuzufügen. Unsere Pioniere, die das schlaue Werk aufgerichtet, wollten sich halb tot lachen, als sie die wütende

Russenkanonade sahen und hörten. Das Ziel war jedenfalls erreicht: der Feind traute sich nicht an das Gelände heran, das von dieser sehr schweren Artillerie beherrscht ward. Selbst um einen trefflichen Merkmalspunkt für die Herren Russen waren unsere Geschützbaucher im Felde besorgt: auf der Erhöhung vor der Baumstamm-Batterie errichteten sie aus Kässern, Brettern und langen Stäben eine uralte Stadtmühle, die nun auf den russischen Krokis und späteren Generalstabskarten deutlich verzeichnet sein dürfte.

(Zagl. Rundschau.)

*

Das Hemd des Glücklichen.

Ein König war schwer erkrankt. Da rief er die Weisen seines Landes zusammen und versprach dem, der ihn wieder gesund mache, die Hälfte seines Königreichs. Lange vermodete keiner von ihnen ein Heilmittel anzugeben. Schließlich aber sagte einer von ihnen: „Wenn man einen Glücklichen fände und dessen Hemd dem König ansetze, dann würde er sofort gesund.“ Der König war zufrieden und schickte seine Diener aus, nach einem glücklichen Menschen zu suchen. Diese suchten lange im ganzen Reich, aber einen Glücklichen konnten sie nicht finden. Der eine war reich, aber nicht gesund, ein anderer war gesund, aber in Not, und wer gesund und reich war, dessen Kinder waren mickrigen — kurz, jeder hatte über etwa zu klagen. Eines Tages kam der Königssohn mit seinem Diener noch spät abends an eine Hütte und hörte, wie jemand drinnen sagte: „Gott sei Dank, nun hab' ich nach des Tages Mühen mich satt gegessen und kann nun ruhig schlafen.“ Da freute sich der Königssohn, daß er endlich einen Glücklichen gefunden habe. So gleich schickte er seinen Diener in die Hütte, daß er dem Glücklichen um jeden Preis sein Hemd abkaufe. Der Diener ging in die Hütte, kehrte aber bald ohne Hemd zurück, denn der Glückliche hatte keines.

F. J.



Luftige Ecke.

Fritz: „Was sagte Ihre Frau, daß Sie neulich nachts so lange geblieben sind?“ — Karl: „Fragen Sie mich jetzt noch nicht danach. Wenn Sie mit dem Thema fertig ist, werde ich es Ihnen im Auszuge mitteilen.“

„Was in aller Welt ist denn mit dir los, Pizze? Den einen Tag bist du lustig und vergnügt und den nächsten bist du niedergeschlagen und siehst aus, als wenn du sterben wolltest!“ — Pizze: „Kannst du nicht sehen, daß ich jetzt Halbtrauer habe?“

„O, Willi,“ sagte sie und rückte ein wenig näher, „ich freue mich so, daß du nicht reich bist! Man sagt immer, daß die Millionäre Drohbriefe empfangen, daß ihnen etwas Schreckliches geschehen wird, wenn sie den Kriechern nicht Geld zahlen.“ — „O, ist das alles?“ entgegnete Willi. „Ahn, derartige Briefe bekomme ich massenhaft.“

Postbote: „Schlechte Nachrichten, Herr. Schmitz! Hier ist ein Brief mit Trauerrand für Sie.“ — Herr. Schmitz: „Da ist zweifellos mein armer Bruder gestorben. Ich kenne seine Handschrift.“

Sportsmann: „Sie entsinnen sich wohl, daß Sie mich vor fünf Jahren führten, Jack? Welches Kaliber hatte die Kugel, die ich damals benutzte?“ — Führer: „Ich weiß nicht, Herr. Der Doktor hat die Kugel nicht herausgeschnitten.“

„Ich kenne Walter eine hübsche, selbstgezeichnete Kravatte zum Geburtstag,“ sagte Maria. „Hat er sich darüber gefreut?“ — „O ja. Er sagte, keine anderen Augen als die seinen sollten sich an ihrer Schönheit haben. Ist das nicht nett von ihm?“

